

Univrativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin - Lesen. Wissen. Reden.



Raus.

Ausgabe 66 • Juni 2011

Inhaltsverzeichnis

» Univativ 66 • Juni 2011

» UMFRAGE

4 Was zieht dich diesen Sommer nach draußen?

» TITEL

5 Herz raus, Magen auch

Wie es so ist bei einer menschlichen Obduktion

6 Draußen träumt es sich besser

Lebenseinstellungen eines Obdachlosen

8 Auf der Suche

Geocaching: die moderne Schnitzeljagd

9 „Freies Obst für freie Bürger“

Webseite macht Mundraub salonfähig

10 Die dunkle Seite

Jung, intelligent – und depressiv

» CAMPUS INSIDE

12 Posten Poker

Hitzige Diskussionen um die Wiederwahl von Spoun und Keller

14 Bildung durch Beton!?

Der Grundstein für das neue Zentralgebäude ist gelegt

15 „Einfach harmonisch“

Ein Interview mit Anika Hudewenz über ihre Arbeit in der Natur

» LÜNEBURG

16 Live, umsonst und draußen

Straßenmusikanten in Lüneburg

18 „Das ist ja kein Feierabend hier!“

Leben im Kloster Lüne

19 Rauf auf die Bäume!

Über die Kletteraktivistin Cécile Lecomte

20 Von einem, der auszog, das Singen zu lernen

Der Musicaldarsteller Matthias Stockinger im Porträt

» STUDIERENDE AKTIV

22 Rein in die Praxis

Was verbirgt sich hinter Leuphana PLUS?

23 Was macht eigentlich ...

Der Senat. Eine Empörung der studentischen Senatorin Daniela Steinert

24 Proteste für den Wandel

Von Diktatoren, Revolutionen und Menschenrechten

» ZEITGEIST

25 So fern und doch so nah ...

Wie in Deutschland lebende Marokkaner die Unruhen in ihrem Heimatland erlebten

26 Raus aus der Uni

Rein ins Leben?

27 Ein Vater auf Abwegen

Vater geworden – Ob sich das wohl mit meinem CV verträgt?

28 „Reden wir also von Schönheit -

oder was immer gerade darunter verstanden wird.“
Alice Schwarzer

» GLOBETROTTER

29 Russland? Russland!

Fremd und geheimnisvoll oder doch näher als man denkt?

30 Ein Zug – Zwei Kulturen

Meine Ankunft in Polen

31 Armenien

Kulinarische Impressionen aus einem fast unbekanntem Land

» SERVICE

32 Univativ testet ...

Wasserpistolen – die wahrscheinlich feuchteste Art zu kämpfen

33 Kultur to go

Freifahrtschein für 200 Veranstaltungen im Jahr

33 Kultur für alle

Sozial Benachteiligte gehen nun nicht mehr leer aus

34 ProBIERen geht über Studieren

Drei versteckte Biergärten in Lüneburgs Stadtmitte

35 Rezensionen

Editorial

Ene mene muh, und raus bist du!

Liebe Leserschaft, wer kennt ihn nicht, den Kinderreim, mit dem die lieben Kleinen ausknobeln, wer beim Spielen nicht mehr mitmachen darf oder keine Schokolade bekommt. Oft ist die Enttäuschung groß, es gibt Streit und manchmal kullern sogar Tränen. Doch auch in der Erwachsenenwelt ist das Verlieren schwer. Tränen gibt es seltener, dafür aber umso heftigere Machtkämpfe. Wie sich dieses Phänomen auf die Wahl des Hochschulpräsidiums unserer Uni auswirkte, lest ihr auf den Seiten 12 und 13.

Was unter Kindern einen spaßigen Hintergrund hat, kann sich im späteren Leben als bitterer Ernst erweisen. Wer einmal durch das Raster der gesellschaftlichen Norm fällt, findet nur schwer einen Weg zurück. Sarah El Safty und Jennifer Schumann trafen sich mit einem Hamburger Obdachlosen und sprachen mit ihm über sein Leben auf der Straße (S. 6 und 7). Über die Folgen der allseits bekannten und doch häufig unterschätzten Krankheit „Depression“ im Leben eines Jugendlichen berichtet Johanna Günther auf den Seiten 10 und 11. Hannes Harnack dagegen widmet sich unserem Titelthema aus rein pathologischer Sicht (S. 5).

Mit dem Wort „Raus“ lassen sich allerdings auch viele positive Dinge assoziieren: Die Sonne lacht, der Sommer ist da und die Semesterferien nicht mehr weit. Also ab nach draußen mit euch! Vielleicht auf ein kühles Getränk in einem der charmanten Lüneburger Biergärten (S. 34) oder zu einer Wasserschlacht auf der Mensawiese (S. 32)?

Apropos Assoziation: Auch wir, die Redaktionsleiterinnen der Univativ, sind „draußen“. Nachdem wir vor einem Jahr mit dem Titelthema „Alles auf Anfang“ in das Wintersemester gestartet sind, verabschieden wir uns nun passend mit der Ausgabe „Raus“ von unserem Amt. Umso mehr freuen wir uns, mit Nora Prüfer und Laura König zwei engagierte und talentierte Nachfolgerinnen gefunden zu haben. Wir wünschen ihnen viel Freude und viele spannende Erfahrungen bei der Betreuung der nächsten Ausgaben. Und allen anderen: Eine erholsame (R-)Auszeit in den Semesterferien!

Christina Hülsmann, Birte Ohlmann und Lina Sulzbacher

Herausgeber:

Univativ – das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:

C/o DSI Dachverband der Studierendeninitiativen,
Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg
E-Mail: univativ@leuphana.de
Webseite: www.leuphana.de/univativ

Redaktionsleitung:

Christina Hülsmann, Birte Ohlmann,
Lina Sulzbacher

Geschäftsführung und Anzeigen:

Jennifer Schumann

Öffentlichkeitsarbeit:

Laura König

Webseite:

Jelka Göbel

Layout / Produktion:

www.damx.de / www.rimi-grafik.de

Titelbild:

Nadine Adolph

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Nadine Adolph, Anna Aridzanjan, Frederike Bock, Jenny Buchwald, Sarah El Safty, Natalja Fischer, Hannah Fuhrmann, Jelka Göbel, Anna-Lena Gundelach, Johanna Günther, Hannes Harnack, Sebastian Heilmann, Birte Hensen, Christina Hülsmann, Thies Johannsen, Laura König, Michelle Mallwitz, Lara Obst, Birte Ohlmann, Janna Pressentin, Nora Prüfer, Marco Rieckmann, Laura Schäfer, Pascal Schäfer, Nadine Stein, Daniela Steinert, Lina Sulzbacher, Judith Trechsler, Dina Wimmer

Redaktionssitzung:

14 tägl. Termine unter univativ@leuphana.de

Erscheinungsweise:

Vier Mal jährlich
Die Univativ Nr. 67 erscheint im Oktober 2011

Schlussredaktion:

Frederike Bock, Jelka Göbel, Christina Hülsmann, Laura König, Michelle Mallwitz, Birte Ohlmann, Janna Pressentin, Nora Prüfer, Pascal Schäfer, Jennifer Schumann, Lina Sulzbacher

Umfrage

» Was zieht dich diesen Sommer nach draußen?

Johannes, 25, Kulturwissenschaften:

Die Sonne, das hoffentlich gute Wetter und beachen auf der Mensawiese!



Meike, 23, Lehramt: Chillen und dabei die Welt sehen!

Isabel, 23, Kulturwissenschaften:

In der Sonne reiten, am besten natürlich am Strand. Außerdem will ich unbedingt noch auf der Hamburger Alster rudern!



Michi, 21, BWL:

Ich will diesen Sommer unbedingt für zwei Wochen nach Schweden, um dort eine Freundin zu besuchen.



Felix, 24, Sozialpädagogik an Berufsschulen:

Auf jeden Fall die Sonne! Und dann steht in diesem Sommer ja noch das Lunatic auf dem Programm. Und zum Reggae Jam wollte ich auch!



Andrea, 20, BWL:

Ich mache dieses Jahr noch ein Praktikum in den USA.



Henning, 26, BWL:

Leider zwingt mich meine Masterarbeit dazu, die meiste Zeit des Sommers drinnen zu verbringen ...



Matthias, 22, Wirtschaftspsychologie:

Vor allen Dingen Sport. Meine großen Leidenschaften sind Beachvolleyball auf der Mensawiese und Surfen in Südfrankreich!

Leonie, 20, Wirtschaftspsychologie:
Schöne Männer!

Umfrage und Fotos von
Hannah Fuhrmann und
Laura Schäfer

PATHOLOGISCHE ABTEILUNG

Mit dem Tod in einem Raum - die Pathologie (Foto: H. Harnack)

HERZ RAUS, MAGEN AUCH

» Wie es so ist bei einer menschlichen Obduktion

Meine Hände schwitzen. Wieso sind die Gummihandschuhe hier lila? Ich habe meinen Mundschutz angelegt, muss aussehen wie ein Zahnarzt. Skeptisch wandern meine Augen von rechts nach links. Ein paar Menschen um mich herum – Mundschutz, lila Handschuhe, grüne Kittel. Keiner sagt etwas, alle warten. Eine Tür öffnet sich, eine dicke, silberne Schiebetür. Und plötzlich steht sie direkt vor mir, diese Werkbank auf Rollen, bestückt mit einer Leiche.

Der Tod, ein Mysterium. Und unsere Seele? Was passiert mit der, wenn wir sterben? Geist, Seele, Karma – gibt's das überhaupt? Alles nicht sicher. Sicher ist aber, dass dieser Mann vor mir, 60 Jahre, schütteres Haar, blasse Haut, tot ist. So richtig tot. Ob nun mit Seele oder ohne. Der Mann ist tot und keiner weiß warum. Also liegt er zur Untersuchung in der Pathologie, umringt von Medizinstudierenden. Und einem, der sich zumindest vorübergehend als ein solcher ausgibt – ich. Denn wer stellt sich nicht auch manchmal die Frage, wie unser Körper mit all seinen Organen von innen aussieht?

Die Autopsie beginnt mit der Betrachtung der äußeren Merkmale. Alles wird ins Diktiergerät gesprochen, das Auffällige und das Normale. Seltsame Abdrücke auf dem Oberschenkel werden vermerkt. Skalpell. Eine der zwei Assistentinnen reicht es. Ein Y-Schnitt über den ganzen Torso. Haut- und Fettschichten werden sichtbar, kurz analysiert und dann zur Seite geklappt. Der Brustkorb mit einer Heckenschere aufgebrochen, abgenommen, beiseitegelegt. Arbeitsrichtung ist von oben nach unten. Zuerst die Lunge, zum Schluss der Darm. Dazwischen liegen Herz, Magen, Milz, Leber, Galle. Alles wird durch gezielte Schnitte vom Körper getrennt, herausgenommen, gewogen, seziiert. Zur Untersuchung werden Gewebeprobe entnommen und konserviert. Die Studierenden schauen und lernen. Der Arzt erklärt, hält Dinge hoch, zeigt sie rum, macht ab und zu einen dummen, makaberen Spruch. Pathologenklischee eben.

Ich habe mich mittlerweile an den Anblick gewöhnt. Ein toter Mann, Torso offen, komplett hohl, ohne Organe im Oberkörper. Ich trete näher heran, begutachte alles genau. Mit wissenschaftlicher Neugier, ohne schwitzende Hände. Der Geruch ist seltsam. Süßlich. Unerkannte Diabetes, meint der Professor. Das Verhältnis zum Toten ist kühl. Weder der Arzt noch ich sinnieren in diesem Moment über das Leben, den Tod oder die Vergangenheit dieses Mannes. Wir arbeiten weiter.

Der letzte wichtige Schritt betrifft das Gehirn. Die Haut am Hinterkopf wird mit dem Skalpell abgetrennt, Menschenhände ziehen sie von hinten nach vorn übers Gesicht. Wie eine Gummimaske an Karneval. Ein seltsamer Anblick. Noch bevor ich mich daran gewöhne, wird die Schädelplatte mit einer Mini-Kreissäge durchgetrennt und abgenommen, das Gehirn rausgelöst und mir in die Hand gedrückt. Und so stehe ich da, mit knapp 1,5 Kilogramm menschlicher Intelligenz in meinen Händen. Und die Seele des Mannes, ist die jetzt auch hier drin oder ist das alles nur glibbrige, leere Masse?

Alles geht zügig, aber mit der nötigen professionellen Ruhe vorstatten. Jetzt scheint der Film plötzlich rückwärts zu laufen – nur viel schneller. Die Reste der herausgetrennten Organe werden zusammen in eine Plastiktüte gepackt und zurück in den hohlen Brustkorb der Leiche gelegt. Rippen wieder obendrauf, Hautschichten zusammengenäht, Schädeldecke aufgesetzt, ebenfalls zugenäht. Man sieht dem Toten kaum an, was er die letzten zwei Stunden durchgemacht hat. Zum Schluss wird noch über die Abdrücke auf dem Oberschenkel gerätselt: eine Fernbedienung. Schlussdiagnose: Wahrscheinlich an Herzfehler gestorben, umgefallen und auf jener liegen geblieben.

Hannes Harnack

Draussen träumt es sich besser

» Lebenseinstellungen eines Obdachlosen

Sich eine Nacht im Kaufhaus einschließen zu lassen, können sich viele sicher leichter vorstellen, als jede Nacht vor dem Kaufhaus das eigene Bett aufzustellen. Für Daniel aus Hamburg ist das anders. Seit drei Jahren ist der 28-Jährige obdachlos. Raus aus der Gesellschaft, die für uns alltäglich ist. In der Mönckebergstraße geht er nicht shoppen, sondern schlafen. „Das ist das Beste, was mir je passieren konnte“, sagt er zu seinem Leben auf der Straße. Er habe dadurch gelernt, selbständiger zu sein, hätte vorher nur vor der „Glotze“ und dem PC gehockt und vom Leben nichts mitbekommen.

Daniel ist hauptsächlich in Pflegefamilien und Wohngruppen aufgewachsen, ständig von einer Familie in die andere geschoben worden. Seinen leiblichen Vater kennt er kaum. „Abgehauen, als ich fünf war!“, erzählt er. Mit seiner Mutter gab es immer wieder Probleme, vor allem vor drei Jahren, mit ihrem damaligen Lebensgefährten. Nachdem Daniel in Hessen eine Ausbildung zum Landschaftsbauer und Gärtner gemacht hatte, zog er wieder zu seiner Mutter nach Hamburg. Doch die Situation eskalierte so sehr, dass er ging – und bis heute nicht richtig zurück gekommen ist. Allein und arbeitslos landete er auf der Straße.

Daniel bekommt Hartz IV. Er hat eine Betreuerin, welche sich um das Geld kümmert und es ihm im Monat einteilt, aber oft

reiche es nicht aus. Essen und eine Dusche findet er in Tagesaufenthaltsstätten, welche extra für Wohnungslose eingerichtet wurden. Krank dürfe er einfach nicht werden, meint er. Zurück in eine Wohnung will Daniel jedoch nicht. Es klingt, als gönne er sich einfach nur eine Auszeit, so wie andere „Work and Travel“ durch Australien machen, wenn er erzählt: „Ich möchte meine Freiheit genießen. In vier Jahren ist doch alles vorbei. Dann werde ich irgendwo arbeiten und kann nicht mehr so frei leben.“ Die Frage, ob er zukünftig wieder in seinem erlernten Beruf arbeiten möchte, verneint Daniel. Er würde lieber als Nachtwächter arbeiten: „In einem Museum, da habe ich dann wenigstens meine Ruhe.“

Dennoch ist es nicht so, dass er sein ganzes Leben auf der Straße verbringen möchte. Er träumt von seinem eigenen Wohnwagen, in welchem er abgeschieden nur mit seinen zwei Hunden leben kann. Weit weg von der Gesellschaft, die ihm hauptsächlich mit Verachtung und Ignoranz gegenübertritt. „Auch wenn ich die Leute nur nach der Uhrzeit frage, kommen die mir blöd. Alles Bullshit!“, sagt er. Auf der einen Seite erhofft Daniel sich mehr Verständnis von der Gesellschaft, weniger Ablehnung. Auf der anderen Seite vertritt er auch die Meinung, dass jeder für sich allein verantwortlich ist. Da er die Hoffnung auf etwas mehr Unterstützung seitens der Politik längst aufgegeben hat, will er sein Schicksal selbst in die Hand nehmen und nicht einer von denen sein, die nur am Straßenrand sitzen und sich betrinken. „Man muss sich um seine Zukunft auch kümmern“, sagt er. Seinen Wohnwagen hat er sich noch nicht gekauft, obwohl er erzählt, er habe bereits genug Geld, um sich einen Gebrauchten zu leisten. Auch wenn Daniel sein Leben auf der Straße positiv bewertet und seiner Zukunft optimistisch entgegen schaut, fällt es schwer, seiner Euphorie Glauben zu schenken.

Zu seiner Familie hat Daniel noch Kontakt. Ein- bis zweimal pro Woche schläft er bei seiner Mutter. Er kann sich jedoch nicht vorstellen, wieder bei ihr einzuziehen oder finanzielle Hilfe von ihr anzunehmen; er möchte ihr beweisen, dass er es auch alleine schafft. Ab und zu kommt Daniel auch bei seiner Schwester unter. Doch seine richtige Familie sind eigentlich die beiden Hunde, Gismore und Leyla. Ohne sie würde er nirgendwo hingehen, selbst wenn er dafür ein Dach über dem Kopf haben könnte: „Und wenn ich eine Wohnung kriegen würde, wo ich die Hunde nicht mitnehmen könnte, würde ich lieber

weiter auf der Straße leben“, sagt er. Doch Leyla und Gismore sind nicht nur sein Familienersatz, sondern auch zu Daniels Schutz da. Ein Grund, weshalb viele Wohnungslose einen Hund besitzen. „Aber die meisten haben Schäferhunde, ich bin der einzige mit zwei Labradoren“, erzählt Daniel nicht ohne Stolz. Der Stellenwert seiner Hunde wird erst recht klar, als Daniel aufzählt, was er zum Leben braucht: „Hundefutter, Tabak, Essen und Trinken.“

Eine feste Freundin hat Daniel nicht und solange er kein Dach über dem Kopf hat, möchte er auch keine. Dies ist jedoch nicht der Normalfall auf der Straße: „Die anderen machen ja immer mit irgendwelchen Frauen rum, aber ich möchte das nicht“. Auch in seiner Traumvorstellung von seinem Wohnwagen und seinem eigenem Revier, scheint eine Frau an Daniels Seite keine besonders große Rolle zu spielen. Drogen dagegen gehören zum Alltag eines Obdachlosen dazu, erzählt er. Rauchen sei selbstverständlich, Alkoholkonsum für viele alltäglich. Im letz-

ten Jahr habe Daniel selber manchmal fünf Flaschen Korn am Tag getrunken, heute sei er jedoch trocken. Bleiben noch Drogen wie Marihuana und Hasch, die, wie er offen zugibt, helfen, seinem Leben „ein bisschen Fun zu geben.“

Am liebsten hält Daniel sich an der Alster auf, wo es einen Ort gibt, welcher im Obdachlosenjargon als „Kiffereck“ bezeichnet wird. Aber er bleibt nicht immer in Hamburg. Er hat auch schon in anderen deutschen Städten gelebt, zum Beispiel in Duisburg, Berlin oder Frankfurt. Er berichtet, dass alle Obdachlosen öfter mal den Ort wechseln, sich auch mal andere Städte angucken, denn: „Irgendwie kommt man da immer hin.“ Und diese langen Wege sind wahrscheinlich einfacher zu meistern als der kurze Weg von seinem Schlafplatz zu der neuesten Herrenmode von Bugatti.

Jenny Schumann und Sarah El Safty

Anzeige

Eine-Welt-Laden und Umwelt-Laden

im Heinrich-Böll-Haus Lüneburg



Bio & Fair

30 Sorten Kaffee aus Fairem Handel, vom milden mexikanischen Organico bis zum markanten Espresso aus Afrika · **100 Sorten Wein** aus ökologischem Anbau aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Österreich, Italien und Griechenland · **100 Sorten Bio-Tee:** Schwarztee, Grüntee, Kräutertee, Früchtetee, Gewürztee und aromatisierten Tee
Primavera: 80 verschiedene ätherische Öle und Airsprays, schöne Duftlampen und -steine
Kunsth Handwerk und Musikinstrumente aus Afrika, Lateinamerika und Asien

Umweltschutzpapier in bunten Farben und schönen Motiven: für Schule, Büro, zuhause
T-Shirts aus Bio-Baumwolle · **Lebensmittel** – fair & bio: Schokolade, Gebäck, Fruchtaufstrich, Honig, Kakao, Reis, Chutney, Kräuter, Gewürze
Schauen Sie doch mal herein: hier finden Sie viel Schönes für sich und zum Verschenken.

Katzenstraße 2
zwischen Schröderstraße
und Neue Sülze

Telefon 0 41 31/4 10 93



Immer auf dem Sprung: Daniel und seine zwei Hunde Gismore und Leyla (Foto: J. Schumann)

Auf der Suche

» Geocaching: die moderne Schnitzeljagd

Sie klettern auf Bäume oder unter Brücken, rutschen einen Abhang im Wald hinunter oder warten darauf, dass nachts in der Ferne ein Reflektor im Taschenlampenlicht aufblitzt. Sie laufen in der Rush Hour gegen den Strom der Menschen an oder fahren mit dem Auto zehnmal um denselben Kreislauf, immer darauf bedacht, nicht entdeckt zu werden – sie alle nennen sich GeocacherInnen!

„Geocaching“ ist eine moderne Schnitzeljagd mit GPS-Gerät. Wie so viele Trends stammt das „Caching“ aus den USA. Dort wurde im Mai 2000 der erste „Geocache“ in Oregon versteckt. Wer als GeocacherIn unterwegs ist, kann sich im Internet die Koordinaten zu einem versteckten Cache suchen und in ein GPS-Gerät eingeben, das zum Fundort navigiert. Neben den Koordinaten findet man im Internet Informationen zur Größe und zum Schwierigkeitsgrad des Caches oder Angaben darüber, wie leicht das Gelände zu begehen ist. Häufig werden Caches an interessanten Orten versteckt, welche von dem oder der InhaberIn näher beschrieben werden.

Ist man erst einmal im Gelände, gehört man zu 1,4 Millionen anderen Menschen, die weltweit auf der Jagd nach den Geocaches sind. Dabei ist das jeweilige Fundstück nicht immer leicht zu haben: Ein gewöhnlicher Cache, genannt „Traditional“, lässt sich allein über die eingegebenen Koordinaten, etwas Aufmerksamkeit und Spürsinn auffinden. Ein sogenannter „Multi“ dagegen führt über mehrere Stationen, die nach und nach immer neue Hinweise auf den Fundort liefern. Für einen „Mystery“ muss in der Regel ein Rätsel gelöst werden.

GeocacherInnen sind paradoxerweise oft daran zu erkennen, dass sie sich (betont) unauffällig verhalten. Wer nichts vom Caching weiß, soll die Cacher nicht beim „Loggen“ – also beim Finden des Caches – beobachten. Die Fundstücke könnten von den Unwissenden, den sogenannten „Muggels“, mit Absicht oder in dem Glauben, es handele sich um Müll, entsorgt werden. Typische Behälter sind Film Dosen, Brotdosen oder alte Munitionskisten. Aber auch eine Mutter auf einer Schraube oder ein Pilz, der von innen ausgehöhlt und unauffällig zurück an einen Baum gehängt wurde, können sich als getarnte Caches entpuppen.

Und was ist so aufregend daran, auf der Suche nach Plastikdosen in der Gegend herum zu laufen? Der Inhalt der Geocaches kann es nicht sein. Denn das, was man als fündig gewordener Cacher in den Händen hält, schaut mau aus: Ein Logbuch, in das man sich mit Nickname, Datum und Uhrzeit einträgt. Grö-

ßere Caches enthalten Krimskrams wie Schlüsselanhänger oder Figuren, die nur die jungen oder junggebliebenen CacherInnen faszinieren. Hinter der Freude am Cachen steckt mehr. Selbst wer schon 20 Jahre in seinem Stadtteil wohnt, kann durchs Caching neue, unbekannte Orte für sich entdecken. GeocacherInnen verbinden ihr Hobby mit einem Spaziergang und sind immer wieder erstaunt darüber, wie viele Menschen täglich an den Behältnissen vorbeigehen, ohne sie zu bemerken.



Der Cache - das Objekt der Begierde (Foto: P. Schäfer)

Doch wie vieles, was den Menschen Freude bereitet, hat auch das Geocaching seine Schattenseiten. Tiere können durch unvorsichtiges Verhalten von CacherInnen aufgeschreckt und gestört werden. Außerdem können beliebte Caches schnell zu Trampelpfaden führen. Sie sollten so versteckt werden, dass sie von den Wegen aus erreichbar sind, damit die Natur geschont wird.

Verhalten sich GeocacherInnen aber angemessen, können sie mit gutem Gewissen viel erleben. Egal ob sie auf dem Himalaya nach einem Cache suchen, ihn nach einem Tauchgang an die Oberfläche holen oder einfach nur einen Spaziergang durch Lüneburg interessanter gestalten - nach aufmerksamen Suchen überkommt jeden das gleiche Glücksgefühl: „Gefunden!“

Pascal Schäfer und Birte Ohlmann

„Freies Obst für freie Bürger“

» Webseite macht Mundraub salonfähig

In ein paar Monaten ist es wieder so weit: An vergessenen Obstbäumen, in verlassenem Gärten oder an Landstraßen wartet jede Menge Obst darauf, gepflückt zu werden. Doch niemand kommt. In den Supermärkten gehen kiloweise Äpfel aus Übersee über die Kasse, während an Deutschlands Bäumen und Wildsträuchern die schönsten Früchte heranwachsen - um zu verrotten.

Auch Katharina Frosch und Kai Gildhorn, die Erfinder der Webseite mundraub.org, hatten 2009 auf einer Paddeltour durch Sachsen-Anhalt Äpfel aus Südamerika in ihren Taschen. Dabei boten ihnen die Bäume am Ufer ringsumher alles, was sie brauchten: Sommeräpfel und Mirabellen hingen bis in den Fluss hinein. Da kam Katharina Frosch die Idee, all das ungenutzte Obst auf einer Karte im Internet zu verzeichnen. Das war die Geburtsstunde der Internetplattform mundraub.org, die „rechtlich unbedenkliches Mundraubern an Wildsträuchern oder freigegebenen Bäumen“ fördern will. Wichtigstes Element der Webseite ist eine mit google Maps verknüpfte Karte, auf der man herrenloses Obst finden oder Fundstellen eintragen kann.

Die meisten frei verfügbaren Obstbäume sind bisher in Berlin, dem Wohnort der Seitengründer, verzeichnet. Doch auch über Deutschlands Grenzen hinaus wird mundgeräubert: In Georgien stehen drei Feigenbäume am Straßenrand, in Belgien lockt ein zwei Meter hoher Holunderbusch in der Nähe eines Parkplatzes



Mitinitiator und Mundräuber Mirco Meyer (Foto: mundraub.org)

zur Ernte und in Finnland werden Äpfel aus dem Garten der Tante angeboten. Lüneburger werden ebenfalls fündig. „Der ganze Stadtteil Häcklingen ist voller Apfelbäume, überall sind sie zu finden!“, schreibt eine Userin. Außerdem wachsen Haselnüsse mitten an der Willy-Brandt-Straße und schwarze Brombeeren auf der Schnellenberger Allee.

Mithilfe der Webseite möchten die Initiatoren dazu beitragen, dass ungenutzte Ressourcen wieder genutzt und die Reichtümer der Natur der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Auch der Austausch zwischen Stadt und Land, zwischen Jung und Alt kann Nebeneffekt der Mundräuberei sein. Es ist Ziel der Erfinder, dass die an der Initiative beteiligte, meist jüngere, urbane Bevölkerung, den ländlichen Regionen durch den Besuch eines Cafés oder der nahegelegenen Mosterei etwas zurückgibt. Natürlich machen sich auch die Erfinder auf die Suche nach freiem Obst, denn „sich sein eigenes Obst mundräubern, ist ein viel sinnlicheres Erlebnis, als einfach in der Auslage eines Supermarktes zuzugreifen“, erklärt Kai Gildhorn.

Für ihre Idee, den Mundraub salonfähig zu machen, bekamen die Gründer der Homepage im November 2009 den Nachhaltigkeitspreis der Bundesregierung verliehen. Doch das Motto der Initiative „Freies Obst für freie Bürger“ ist nicht immer leicht zu verwirklichen. Für die ehrenamtlich an dem Projekt Beteiligten ist es schwierig, jeden neuen Eintrag eines vermeintlich herrenlosen Baumes auf Richtigkeit zu überprüfen. Den Strafbestand des Mundraubs gibt es seit 1975 nicht mehr, aber auch zum Diebstahl nach heutiger rechtlicher Lage möchten die Erfinder nicht animieren. Sie appellieren deshalb an die Eigenverantwortung jedes Beteiligten. Was sie sich außerdem von den Nutzern erhoffen: „Wir hoffen, dass ihr die Schätze vor eurer Haustür wieder entdeckt und dass ihr für Bioäpfel und Ökokirschen aus Übersee, zumindest zwischen Juli und November, bald nur noch ein weises Schmunzeln übrig habt.“

Denn auch wenn Mundraub in einer Gesellschaft des Überflusses kaum nötig und jede Obstsorte allzeit verfügbar ist, behält der selbstgepflückte Apfel aus Deutschland seine Vorzüge: Er weist weniger Pestizide auf, lag nicht mehrere Monate im Kühlhaus und verursacht somit keinen erhöhten CO₂-Ausstoß. Für den schlauen Mundräuber fiel er obendrein für lau vom Stamm.

Birte Ohlmann

Die dunkle Seite

» Jung, intelligent – und depressiv

Simon* sitzt im Zimmer seines besten Freundes und weint. Er sagt kein Wort. Seine Hände zittern. Simon ist 18 Jahre alt, seine Mutter wurde vor einigen Tagen in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Für seine beiden jüngeren Schwestern ist er damit der einzige Ansprechpartner. Seinen Vater hat er nie kennengelernt. Für Simon ist es der totale Zusammenbruch.

„Bislang kam ich immer irgendwie klar, obwohl ich nie das Gefühl hatte, das mein Leben perfekt war“, erzählt der 18-Jährige. „Aber irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem mir alles zu viel wurde.“ Er habe mehr geschlafen als sonst, sei auch tagsüber ständig müde gewesen. Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit, ein Gefühl ständiger Überforderung und Hoffnungslosigkeit. „Am Anfang habe ich es nicht mal gemerkt“, sagt Simon. „Ich dachte, ich hätte einfach eine schlechte Phase, dass es schon wieder vorbeigehen würde.“ Doch das ging es nicht. Weder nach einer Woche, noch nach einem Monat.

Ein knappes Jahr, nachdem Simon sich zum ersten Mal nach 15 Stunden Schlaf noch immer nicht ausgeruht gefühlt hat,

sitzt er zitternd und weinend auf dem Fußboden im Zimmer seines Freundes. Ein knappes Jahr hat Simon seine Depression schon mit sich herumgetragen. Ein knappes Jahr hat er nichts dagegen unternommen, waren die Veränderungen in Simons Persönlichkeit niemandem aufgefallen.

„Eine Depression zu diagnostizieren, ist schon bei Erwachsenen nicht einfach“, sagt Werner Stangl, Professor für Psychologie und Pädagogik an der Johannes-Kepler-Universität Linz. „Noch schwieriger ist dies bei jungen Menschen, denn oft überlagern altersbedingte sichtbare und auffällige Verhaltensweisen die klassischen Symptome einer Depression.“ Soll heißen: Jugendliche, die sich von ihrer Umwelt abgrenzen, aggressives Verhalten an den Tag legen oder weniger zugänglich erscheinen, sind nicht zwangsläufig depressiv. Viele dieser Symptome sind entwicklungs- und altersbedingt.

Entscheidend ist vor allem die Dauerhaftigkeit, mit der solche Verhaltensweisen auftauchen. Noch wichtiger sind Bezugspersonen, denen die Veränderungen am Betroffenen auffallen. Jemand, der handelt. Denn sich selbst zu helfen, dazu sind die wenigsten in der Lage. Depressionen sind keine Lappalie, keine Schwäche, keine Einzelercheinung. Weder bei Erwachsenen noch bei Kindern. Simon ist einer von vielen. Das macht seinen Fall jedoch keinesfalls banal.

Insbesondere bei Jugendlichen zwischen zwölf und 17 Jahren weisen unterschiedliche Statistiken starke Abweichungen bezüglich der Anzahl der Erkrankten auf. Einige gehen von drei Prozent, andere von acht, manche sogar von zehn Prozent aller Jugendlichen aus. Das Deutsche Bündnis gegen Depression schreibt auf seiner Website: „Auch bei einer Depression eines Jugendlichen gibt es psychosoziale und neurobiologische Aspekte. Ursachen können frühkindliche Erfahrungen sein, aber auch biologische oder genetische Faktoren.“ Zudem könne es akute Auslöser einer Depression geben wie zum Beispiel den Tod eines Elternteils oder Geschwisterkindes, Missbrauch oder Vernachlässigung durch ein Elternteil oder auch die Scheidung der Eltern.

Simons Eltern lebten von Anfang an getrennt. Doch im Gegensatz zu vielen Scheidungskindern, deren Eltern sich Mühe geben, ihnen eine normale, umhugte Kindheit zu ermöglichen, brach Simons Vater den Kontakt ab. „Er hat mir gegenüber mehr als deutlich gemacht, dass er sich nicht für mich interessiert, mich nicht mal kennenlernen will“, erzählt Simon. Während der 18-Jährige von den vergeblichen Versuchen, das Interesse des

Vaters zu wecken, berichtet, ist ihm seine Verlegenheit deutlich anzusehen. Simon schämt sich für das, was sein Vater ihm angetan hat. Noch mehr schämt er sich jedoch dafür, dass er mit dieser Situation nicht länger hat umgehen können.

Laut Stangl ist gerade die Scham eine typische Reaktion auf eine depressive Erkrankung. Besonders Jugendliche zeigten starke Verdrängungsmechanismen, wenn es darum ginge, die eigene Erkrankung zu akzeptieren. Eine gefährliche Reaktion. „Die Rückfallsrate ist mit 70 Prozent nach fünf Jahren hoch. Noch höhere Rückfallsraten gibt es bei jenen Kindern und Jugendlichen, die einem konfliktreichen Familienklima ausgesetzt sind“, erklärt Stangl. Simons Vergangenheit macht ihn zu einem solchen Fall. Doch professionelle Hilfe hat er bislang nicht in Anspruch genommen. Er habe ja nicht an Selbstmord gedacht oder sowas, sagt Simon. Das sei alles nicht so wild gewesen. Er würde jetzt gerne das Thema wechseln. In der Gruppe der Jugendlichen sind laut Statistiken Suizidversuche am häufigsten. Besonders Personen, in deren Freundeskreis oder Familie es bereits Suizide gegeben hat, neigen zu Nachahmungstaten. Simons Mutter wird nach ihrem Selbstmordversuch derzeit in einer psychiatrischen Klinik behandelt.

„Bis zu 40 Prozent der erkrankten Jugendlichen entwickeln innerhalb von fünf Jahren eine manisch-depressive Erkrankung“, erklärt Stangl. Soweit will Simon es nicht kommen lassen. Professionelle Hilfe möchte er jedoch auch weiterhin nicht in Anspruch nehmen. „Mir ist es einfach zu unangenehm, mit jemandem darüber zu sprechen“, sagt er. „Man fühlt sich wie ein völliger Versager.“

Simons Freund Jan* schaut betreten zu Boden. Er hat das Gefühl, seinen Freund im Stich gelassen zu haben. „Ich habe gemerkt, dass du dich verändert hast“, sagt Jan. „Aber ich habe mir einfach keine Gedanken gemacht. Dachte, du hättest Stress in der Schule. Nichts Schlimmes.“ In Simons Familie hat niemand etwas bemerkt. Die Schwestern zu jung und die Mutter mit den eigenen Problemen beschäftigt, hier konnte sich Simon kein Gehör verschaffen. Seine Schwierigkeiten nicht zum Ausdruck bringen. Schließlich gab er auf, kapselte sich ab. Ein knappes Jahr lang.

Erst war Simon viel allein unterwegs. Dann immer öfter nur noch zu Hause. Bis zu jenem Tag, an dem er sich weinend und zitternd auf Jans Fußboden wiederfindet. Seine Mutter ist nach ihrem Selbstmordversuch gerade ins Krankenhaus eingewiesen worden. Und Simon ist allein. Zumindest denkt er das. Doch

seit langem hat er für einen kurzen Moment auch das Gefühl, wieder richtig wach zu sein. Simon fährt zu seinem Freund. Er sagt nichts. Er setzt sich vor Jans Bett und weint. Jan ist entsetzt. Aber sein schlechtes Gewissen und die langjährige Freundschaft zu Simon überwiegen. „Ich will ihm helfen, wiedergutmachen, dass ich nicht für ihn da gewesen bin“, sagt Jan. Und Simon antwortet: „Du warst ja da. Aber ich hatte einfach nicht das Gefühl, dass das, was in meinem Kopf passiert, richtig ist. Ich hatte eher das Gefühl, dass es so falsch ist, dass ich mit niemandem darüber reden sollte.“

Inzwischen sitzt Simon wieder regelmäßig in Jans Zimmer und redet mit seinem Freund über das, was in ihm vorgeht. Jan weiß, dass er Simon langfristig nicht helfen kann. Simon braucht professionelle Unterstützung. Das ist der nächste Schritt. Den ersten hat er schon getan.

Johanna Günther

*Namen von der Verfasserin geändert

Anzeige

Univativ

Das einzig freie Blatt auf dem Campus!

Unabhängigkeit
Neugierde
Innovation

Das und einiges mehr erwartet dich in unserem Team. Ehrenamtliche Arbeit, die Spaß macht!!!

Werde auch du *Univativ* als Sales ManagerIn (Anzeigen und Sponsoren), RedakteurIn, Foto-RedakteurIn oder LayouterIn.

Schickt uns Leserbriefe mit Verbesserungsvorschlägen und Anregungen zum Inhalt und Layout eures Hochschulmagazins an: univativ@leuphana.de



POSTEN POKER

» Hitzige Diskussionen um die Wiederwahl von Spoun und Keller

Als Redakteur hat man es nicht immer leicht. Da reicht man seinen Artikel rechtzeitig zum Redaktionsschluss ein und muss dann feststellen, dass sich die Dinge nicht so entwickeln, wie man es beschrieben hat. So geschah es, als Sascha Spoun in Sachen Präsidentschaft aktiv wurde, während die letzte Ausgabe der Univatv bereits kurz vor der Druckreife stand.

Was war geschehen? Am 31. März richtete sich Spoun in einem Brief an den Senat der Leuphana Universität Lüneburg, in dem er seinen Wunsch äußerte, dass dieser über eine zweite Amtszeit des Führungsduos abstimmen sollte. Für seine erneute Kandidatur für das Amt des Präsidenten machte Spoun zur Bedingung, dass Holm Keller weiter als sein Stellvertreter im Amt bleiben und beide ohne Ausschreibung ihrer Stellen direkt wiedergewählt werden sollten.

Zwar durften während der Zeit von Anfang April bis Mitte Mai keine Details aus den Senatssitzungen veröffentlicht werden, allerdings drangen zahlreiche Informationen unter anderem an die „Landeszeitung“. Daher lässt sich das Geschehen einigermaßen rekonstruieren. Am 6. April stimmte der Senat anscheinend der direkten Wiederwahl von Holm Keller nicht zu. Nach zwei weiteren Senatssitzungen am 27. April und 6. Mai gab Spoun am 9. Mai per Rundmail über „mystudy“ das offizielle Ergebnis der Debatten bekannt: Er und sein Vize Holm Keller wurden wiedergewählt und können damit bis zum 30. April 2020 im Amt bleiben. Um einen Kompromiss mit dem Senat zu erlangen, wurde die Stelle des Vizepräsidenten auf zwei 50 Prozent Stellen aufgeteilt. Keller wird sich in Zukunft um die Großprojekte und die Universitätsentwicklung kümmern, während der oder die zukünftige CO-Vize mit den internen Angelegenheiten der Universität betraut sein wird.

Begleitet wurden die Ereignisse von Demonstrationen der Befürworter von Spouns und Kellers Wiederwahl sowie deren Gegnern. So veranstaltet das NOA Referat eine Jubeldemo, auf der dem Präsidenten und seinem Vize satirischer Applaus gespendet wurde. Gleichzeitig pflasterte die Facebook Initiative „Spoun für President“ den Campus mit Hunderten Pro-Spoun Plakaten. Die Fakultät Nachhaltigkeit beschloss in einer Resolution, dass sie sich zu Kontinuität in der Universitätsleitung bekennt, um den Prozess der Neuausrichtung nicht zu gefährden. Der Senator Prof. Dr. Pierangelo Maset kritisierte hingegen den Ablauf der Wiederwahl in der Senatssitzung am 18. Mai. Durch wochenlangen Druck und präsidiale Planspiele sei eine Drohkulisse aufgebaut worden. Letztendlich habe diese zu einer „Berlusconiisierung der universitären Verfassung“ und einer Entwertung universitärer Mitbestimmungsorgane wie dem Senat geführt.

Auch Helmut de Rudder, ehemaliger Rektor der Hochschule Lüneburg, meldete sich zu Wort. Ähnlich wie Maset sieht de Rudder das Kontrollsystem der Uni, das durch die Zusammenarbeit mehrerer Institutionen normalerweise gegeben ist, außer Kraft gesetzt. Bereits vor Bekanntgabe der Ergebnisse des Wahlprozesses war für den ehemaligen Rektor klar, dass hier eine „Selbstaufgabe der akademischen Selbstverwaltung“ statt finde.

In den Medien wurde nicht nur in der Univatv oder der „ASTA 2.0“ über die Zukunft der Unileitung berichtet. Auch die „Lüneburger Landeszeitung“ widmete dem Thema mehrere Artikel, der „NDR“ berichtete und sogar auf „BILD.de“ und in der „Zeit“ ließen sich Nachrichten über den Entscheidungsprozess finden.

Lina Sulzbacher und Pascal Schäfer



Satirische Jubeldemo des NOA Referates (Foto: C. Hülsmann)

FORTSETZUNG DER NEUAUSRICHTUNG

» Ein Kommentar von Marco Rieckmann

Trotz einigen Kritikpunkten, die ich an der Arbeit des Präsidiums in den letzten Jahren habe (z.B. Defizite in der internen Kommunikation), bin ich der Auffassung, dass in der Universität viel Innovatives angestoßen worden ist, z.B. Nachhaltigkeit als Schwerpunkt der Universität, der Leuphana Bachelor mit dem Leuphana Semester, die Neugliederung der Fakultäten mit der Gründung der ersten Fakultät für Nachhaltigkeit in Deutschland überhaupt, die Verbesserung des Betreuungsverhältnisses, das Inkubator-Projekt und das geplante Audimax. Unser Studienmodell ist orientiert an Persönlichkeitsbildung und stellt Fragen nach gesellschaftlicher Verantwortung und Zukunftsfähigkeit. Kaum eine andere Universität ist so kreativ und zukunftsorientiert mit den restriktiven Vorgaben von Bologna umgegangen.

Herr Spoun hat von Anfang an transparent kommuniziert, unter welchen Bedingungen er zur weiteren Leitung der Hochschule bereit ist: eine Wiederbestellung und eine weitere Arbeit mit Herrn Keller. Dadurch wurden aber nicht die demokratischen Rechte des Senats eingeschränkt, da eine Wiederbestellung per se nicht weniger demokratisch ist als eine öffentliche Ausschreibung. Denn es stimmt ja ein demokratisch legitimes Gremium – der Senat – über die Wiederbestellung ab. Nach einem intensiven Diskussionsprozess im Senat und mit dem Präsidenten über die Frage der Wiederbestellung von Holm Keller hat der Senat am 6. Mai mehrheitlich dem Kompromissangebot des Präsidenten, Herrn Keller nur mit einer 50%-Stelle wiederzubestellen und die andere Hälfte der Stelle öffentlich auszuschreiben, zugestimmt.

Mit seinen Entscheidungen in den letzten Wochen und dem intensiven Diskussionsprozess hat der Senat wesentlichen Kritikpunkten Rechnung getragen und hat zugleich die Fortführung der innovativen Neuausrichtung ermöglicht.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Umweltkommunikation und Mitglied des Senats

EINE FRAGE DER GEWICHTUNG

» Ein Kommentar von Thies Johannsen

Der Prozess der Wiederbestellung des hauptamtlichen Präsidiums hat in den vergangenen Wochen hohe Wellen geschlagen. Dass die Debatte zudem ausserordentlich emotional geführt wurde, lag nicht zuletzt an den eifrig vorgetragenen Szenarien der zukünftigen Entwicklung der Universität. Von einer Abwendung von der Neuausrichtung war die Rede und von einer existenzbedrohenden Entscheidung. Dabei wurde stets vergessen, dass der Senat sich klar hinter die Neuausrichtung gestellt hat. Andere wurden von der Angst ergriffen, die Reputation ihrer Abschlüsse könnten leiden. Sie übersehen, dass es bisher keine Evaluation der Abschlüsse gibt, da der erste Leuphana-Bachelor Jahrgang erst im vergangenen Herbst die Hochschule verließ. Schwerer zu gewichten ist daher die Wissenschaftlichkeit unserer Universität, die Qualität von Forschung und Lehre. Gerade deswegen wäre eine Ausschreibung der Stellen des hauptamtlichen Präsidiums eine Chance für Spoun und Keller gewesen, sich im Verfahren durchzusetzen und gestärkt daraus hervorzugehen, anstatt einen Pyrrhussieg einzufahren. Zumal dieser Erfolg teuer erkaufte scheint, nämlich mit einem massiven Vertrauensverlust. Möglich wurde diese Entwicklung ferner nur, da im Prozess eine Verfahrens- zu einer Personalfrage umgedeutet wurde. Auf diese Weise gelang es – mehr schlecht als recht – ein hochgradig intransparentes Verfahren an der Hochschulöffentlichkeit vorbei zu begründen. Das vom Präsidenten gegebene Versprechen, künftig mehr Mitbestimmung und Offenheit zu verwirklichen, wurde damit bereits im nächsten Atemzug ad absurdum geführt, der gegebene Vertrauensvorschuss enttäuscht. Jedem Mitglied der Hochschule bleibt es nun überlassen zu entscheiden, ob zwei Personen in der Leitung die Kontinuität und den Bestand der Universität verkörpern oder ob es nicht vielmehr die verbleibenden 7.800 Mitglieder sind, die die Universität ausmachen und gegen die kein noch so machtvolles Präsidium regieren kann.

Der Autor studiert Kultur- und Politikwissenschaften im Leuphana-Bachelor und ist Mitglied des Senats



Plakate der Initiative „Spoun für President“ (Foto: AStA Uni Lüneburg)

Bildung durch Beton!?

» Der Grundstein für das neue Zentralgebäude ist gelegt

Der bekannte Leuchtturm Westerheversand in Schleswig-Holstein hat eine Höhe von 40 Meter, das geplante Zentralgebäude auf dem Uni-Campus soll 37 Meter hoch werden. Als Sinnbild der Neuausrichtung der Leuphana Universität Lüneburg soll es gemeinsam mit dem Star-Architekten Daniel Libeskind errichtet werden.

„Das Audimax ist ein Komplettgerücht. Es gibt keine Pläne oder Überlegungen, neue Gebäude auf dem Campus zu errichten.“ Diese Aussage Holm Kellers wurde im Protokoll der ASTA-Sitzung vom 22. November 2006 festgehalten. Doch am 8. Mai 2011 war nun die Grundsteinlegung für das wahr gewordene „Komplettgerücht“. Die Veranstaltung war ein bombastisches Großereignis mit Orchester, einem gegrillten Ochsen (ohne vegetarische Alternative) und über 300 Gästen. Leider waren nur sehr wenige Studierende anwesend, die per E-Mail-Zweizeiler eingeladen waren. Doch obwohl die Universität von allen öffentlichen Ebenen Gelder akquirieren konnte und das Projekt bei den lokalen Eliten hohe Anerkennung genießt, reißt die Kritik nicht ab.

Michel Pauly, Student der Staatswissenschaften und Sprecher der Partei Die Linke in Lüneburg kritisiert, dass „Millionen Steuergelder aufgewendet werden und die Universität mit Eigenmitteln gerade stehen muss, wenn die Kosten steigen oder ein Finanzierungsbaustein weg bricht - auf Kosten von Forschung und Lehre.“ Matthias Fabian, Student der Umweltwissenschaften und langjähriger Begleiter der Campuserwicklung für den ASTA befürchtet: „Es ist nur eine Frage der Zeit, bis das Zentralgebäude zur „Bockelsberger Elbphilharmonie“ wird“. Dies bestreitet Keller im Univativ Interview, da es „ein paar sehr fundamentale Unterschiede zwischen der Elbphilharmonie und diesem Gebäude hier gibt. Der wichtigste Unterschied ist die Planungs- und Durchdringungstiefe.“ Während die Elbphilharmonie immer wieder umgeplant wurde, waren die Planungen für das Zentralgebäude durch das ÖPP-Verfahren (Öffentlich-Private Partnerschaft) bereits so detailliert, dass sich die Kosten nun nur erhöhen könnten, wenn etwas nennenswertes am Plan geändert würde. Es gäbe sogar einen Kostenpuffer. Bei der Veräußerung der Außenstandorte Volgershall und Rotenbleicher Weg würde es bleiben. Offen bleibt die Frage, ob die Außenstandorte auch die anvisierten Summen einbringen werden.

Der Prozess der Campuserwicklung wurde von der Studierendenschaft häufig deswegen kritisiert, weil er zu intransparent sei und die demokratischen Gremien der Hochschule nicht einbezogen würde. Keller entgegnet: „Wenn sie Themen be-

handeln, die sonst eher nicht partizipativ gehandhabt werden, entsteht immer ein Bedürfnis nach noch mehr, es ist dann nie genug. Wir sehen das positiv. Wir haben lieber einen Ruf nach mehr Teilhabe, als einen Ruf, es ist uns egal, sollen die doch machen.“ Libeskind fasst den Entstehungsweg des Zentralgebäudes zusammen: „Wenn ein König oder ein Diktator ein Gebäude beauftragt, wird dieses einfach gebaut. In einer Demokratie gibt es immer unterschiedliche Ansichten und einen entsprechenden Entstehungsprozess – genau daran glaube ich. Wenn man ein Gebäude baut, muss man ein Optimist sein. Wenn man einen Grundstein für etwas Zukünftiges legt, glaubt man daran, dass die Welt ein guter Ort ist und ein noch besserer sein wird.“

Dem Zentralgebäude fehlen drei Meter an Höhe, um mit Deutschlands bekanntestem Leuchtturm mithalten zu können. Vielleicht werden es ja die dort erdachten Konzepte und Ideen sein, die die fehlende Höhe wett machen und die Lüneburger Universität eines Tages für ihre Forschungsstärke und qualifizierte Lehre bekannt machen. Der Eifer, sich weiterentwickeln zu wollen, ist ja schon da. Vielleicht kehrt ja die Vernunft eines Tages auch in die Bildungspolitik zurück und die Welt wird tatsächlich ein besserer Ort.

Sebastian Heilmann



Zum Vizepräsidenten wiederwählen lassen: check
Grundstein für das Zentralgebäude legen: check
gücklich sein: check (Foto: S. Heilmann)

„Einfach harmonisch“

» Ein Interview mit Anika Hudewenz über ihre Arbeit in der Natur

Diplom Biologin Anika Hudewenz forscht bis 2013 am Institut für Ökologie zum Thema „Konkurrenz und Ressourcennutzung der europäischen Honigbiene und Wildbienen im Bezug zur Lüneburger Heide.“ Mit Univativ spricht sie über ihr Projekt.

Univativ: Was war dein Berufswunsch als Kind? Wolltest du schon immer gerne draußen arbeiten?

Anika Hudewenz: Ich wollte immer gerne etwas mit Tieren machen und hatte überlegt, im Zoo als Tierpflegerin zu arbeiten. Es gab auch Phasen, in denen ich Kindergärtnerin werden wollte, aber eigentlich war ich schon immer naturverbunden.

Univativ: Wie sieht ein typischer Tag für dich aus?

AH: Das ist ganz unterschiedlich. Zu 60 Prozent bin ich im Büro, zu 40 Prozent draußen. Aber im Winter bin ich fast nur im Büro und werte Daten aus.

Univativ: Du forschst über Bienen in der Lüneburger Heide. Was interessiert dich daran?

AH: Es gibt schon lange einen aktuellen Konflikt zwischen Naturschützern und Imkern. Weil es in der Lüneburger Heide die lange Tradition der Heideimkerei und des Heidehonigs gibt, kommen hier besonders viele Honigbienen vor. Naturschützer befürchten, dass diese die meist einzeln lebenden Wildbienen verdrängen, da diese häufiger kleiner sind und seltener auftreten. Dadurch, dass der Lebensraum der Bienen immer geringer wird, müssen beide auf immer kleineren Flächen koexistieren. Ich untersuche in meinem Projekt, ob beide Bienengruppen miteinander konkurrieren und ob die Wildbienen dadurch beeinflusst werden.

Univativ: Wie sieht der Freilandversuch in deinem Forschungsprojekt genau aus?

AH: Ich stelle mit Schilf gefüllte Plastikrohre als Nisthilfen auf, in welche solitär lebende Wildbienen ihre Eier legen. Diese sind in verschiedenen Distanzen zu Honigbienenstöcken aufgestellt, sodass ich sehen kann, ob sich die Wildbienen in der Nähe von Honigbienenstöcken schlechter reproduzieren. Zurzeit untersuche ich, ob schon Eier von den Wildbienen gelegt wurden. Außerdem führe ich Nebenversuche durch, in denen ich zum Beispiel beobachte, welche Bienenarten auf den verschiedenen Flächen vorkommen und welche Ressourcen sie nutzen. Nächstes Jahr werde ich Flugkäfige aufbauen, in welchen ich Wildbienen zusammen mit Honigbienen in verschiedenen Dichten halten werde. Nach der Eiablage der Wildbienen werde ich dann wieder ihren Reproduktionserfolg untersuchen.

Univativ: Bist du in deiner Freizeit auch gerne draußen?

AH: Ja, bin ich, vor allem wenn das Wetter so schön ist. Spazieren gehen, wandern oder aktiv sein. Aber es ist auch schön, draußen zu entspannen. Ich war neulich auch an meinem freien Tag in der Lüneburger Heide, trotzdem konnte ich die Arbeit nicht ganz ausschalten. Wenn man den Blick für Bienen einmal hat, dann bleibt der auch.



Diplom Biologin Anika Hudewenz bei einem Nistkasten (Foto: A. L. Gundelach)

Univativ: Worin besteht für dich der Reiz der Natur?

AH: Ich finde es einfach spannend zu sehen, wie Prozesse in der Natur funktionieren und miteinander verbunden sind. Auch in meinem Studium fand ich es immer faszinierend, diese zu verstehen. Außerdem ist die Natur einfach schön für das Auge. Einfach harmonisch.

Univativ: Was können Studierende von deinem Forschungsprojekt lernen?

AH: Ich denke vielen Menschen ist bewusst, dass es Honigbienen gibt. Aber es gibt auch die Wildbienen, die meist viel seltener sind und unterschiedliche Nistplätze besuchen, wie den Boden, Wände und Äste. Man kann also die Vielfalt der Bienen erkennen und neue Arten in den Fokus rücken.

Univativ: Warum lohnt es sich für Studierende, in die Natur zu gehen?

AH: Ich denke, dass es einen Ausgleich zum Unialltag bietet und man mal was anderes sehen kann. Einfach rausfahren und die Natur erleben lohnt sich auf jeden Fall.

Anna-Lena Gundelach

Live, umsonst und draussen

» Straßenmusikanten in Lüneburg

Ein sonniger Samstagnachmittag in Lüneburg: Über das geschäftige Treiben von Einheimischen und Touristen hinweg hört man Klänge von Musik. Hinter dem Hinz&Kunzt-Verkäufer an der Ecke Am Sande steht ein Mann und dreht seinen Leierkasten. Die Menschen ziehen vorbei und stoßen in der Großen Bäckerstraße auf einen älteren, bärtigen Gitarrenspieler, der auf einer Bank sitzt. Passanten verlangsamen ihren Gang, um seiner dunklen Stimme zuzuhören. Noch etwas weiter sitzt ein Junge im Schneidersitz auf dem Boden und zupft auf den Saiten aktuelle Lieder aus den Charts. Man merkt, dass er noch etwas üben muss. Die Schritte der Vorbeigehenden werden wieder schneller.

Straßenmusikanten gehören an warmen Sommertagen ins Lüneburger Stadtbild. Dabei gibt es die „alten Hasen“, wie den bärtigen Mann, der bei Nieselregen auch mal mit einem riesi-

gen Regenschirm und zufriedenen Lächeln auf den Lippen am gleichen Platz sitzt. Es gibt aber auch Neulinge und Gelegenheitsspieler, wie den Jungen im Schneidersitz.

Einer der alten Hasen ist Hans. Er spielt regelmäßig an den Wochenenden in Lüneburg. Ich treffe ihn am Stint, als er gerade seine Gitarre auspackt. Aber bevor ich mich mit ihm unterhalten darf, muss er erst mal spielen: „Ich habe heute noch gar nichts verdient.“ Ich warte also und höre Hans zu, der mit Klassikern wie „Ring of Fire“ von Jonny Cash die Restaurantgäste für sich gewinnt. Nach knapp 30 Minuten ist er fertig, erntet Applaus und geht freundlich mit seinem Körbchen durch die Reihen. Zufrieden blickt Hans hinein. Ich schätze knapp 20 Euro. Er relativiert die Summe. Mit einem festen Betrag könne man nie rechnen. „Manchmal läuft es gut, aber manchmal kriegt man auch nur zwei, drei Euro.“

Hans kennt sich aus, Straßenmusik macht er schon seit den 80ern. In Lüneburg ist er seit sieben Jahren. „Die anderen sehen mich so ein bisschen als Chef in Lüneburg, weil ich schon so lange da bin.“ Früher hat er in Bands gespielt, manchmal spielt er immer noch bei privaten Feiern oder gibt Gitarrenstunden. Eine Ausbildung hat er nicht. Mal hat er als Bühnentechniker, mal als Kellner Geld verdient. Er mag den Gedanken nicht „für jemand anderen zu arbeiten“. In Lüneburg lebt er von, wie er sagt, „Grundsicherung“ und von dem, was er mit der Straßenmusik dazu verdient.

Um erfolgreich zu sein, seien ein ordentliches Aussehen und der Umgang mit den Leuten wichtig. Musiker, die mit Bierflasche neben sich spielen, kann Hans nicht verstehen: „Das ist doch klar, dass denen keiner was gibt. Wenn man denkt, der gibt das gleich wieder für Alkohol aus.“ Dem Jungen in der Bäckerstraße hat er geraten, nicht im Schneidersitz zu sitzen, das wirke unprofessionell. Jetzt hat der einen kleinen Campinghocker dabei und verdient ein bisschen mehr die Stunde.

In Lüneburg verstehen sich die Musiker untereinander. Andernorts ist das nicht immer so. Gerade in den großen Städten entsteht leicht Streit um die besten Plätze. In Berlin gibt es eine eigens dafür zuständige Stelle, die jeden Tag ab sieben Uhr die Plätze verteilt. Wer früh da ist, bekommt die begehrten Standorte am Bahnhof, wo man das meiste Geld machen kann. 6,75 Euro kosten ein Platz und eine Genehmigung in Berlin pro Tag.

Die Regelungen für Straßenmusikanten legt jede Stadt selbst fest. In Lüneburg kostet die Erlaubnis 3,50 Euro für einen Tag. Damit sind Auflagen verbunden: Pro Tag darf man nur eine Stunde spielen und muss nach 30 Minuten den Standort wechseln. Freigegeben sind die Grapengießer Straße, die Schröderstraße und die Große Bäckerstraße. Verstärker zu benutzen oder nebenbei eigene CDs zu verkaufen, ist tabu. Halten sich die Musiker nicht an diese Regeln, müssen sie mit Bußgeldverfahren rechnen. Schwierig wird dies bei Musikanten, die nicht aus Deutschland kommen. Diese werden dann, so der Sachbearbeiter des Ordnungsamts, „freundlich aus der Stadt vertrieben“.

Hans hat auch schon seine Erfahrungen gesammelt. Als er gerade in Lüneburg als Straßenmusiker angefangen hatte, wurde er ohne Genehmigung erwischt. Statt seine Gitarre wie verlangt einzupacken, spielte er an einer anderen Ecke weiter. Als das dem Beamten auffiel, musste er 40 Euro Strafe zahlen und hatte einige Zeit Spielverbot. Mittlerweile aber sei das Verhältnis in Ordnung. „Man kennt sich“, so Hans.

Die Musiker Matthias und Steve machen sich wenig Gedanken um eine Genehmigung. Sie haben ihre Stammlokale, das Schallander und das Mama Mia. Dort kennt man sie. Wenn sie mit irischer Folklore auf Gitarre und Geige die Gäste unterhalten, gibt ihnen der Kellner schon mal ein Bier aus. Das ist alles andere als selbstverständlich. Andere Restaurantbesitzer vertreiben die Musiker. Matthias schreibt dies unter anderem Straßenmusikanten zu, die sehr aufdringlich seien und nicht so gut spielen könnten. Die brächten dann die anderen in Verruf. Matthias und Steve spielen seit drei Jahren in Lüneburg. Angefangen haben sie in Spanien. „Wir spielen zum Privatvergnügen. An `nem Sonntag ist es besser, draußen zu spielen, als drinnen vorm Fernseher zu sitzen.“ Mit der Straßenmusik verdienen sie sich ein wenig „Feiergeld“ dazu. Insgesamt sei es ein hartes Gewerbe. „Als Beruf geht das nur, wenn man sehr sparsam lebt.“

Als kleinen Nebenverdienst sehen auch Irmhild und Gerhild ihre Musik in Lüneburgs Einkaufsstraßen. Irmhild ist Studentin und kennt das Musikmachen unter freiem Himmel seit ihrer Jugend. Ihre Geige hat sie auf vielen Wanderungen in Frankreich und Schweden begleitet. Wenn das Geld knapp wurde, hat sie angefangen zu spielen. Gerhild ergänzt die Geigenklänge auf dem Akkordeon. Beide haben sich über die Musik kennengelernt und wurden Freundinnen. Zusammen spielen sie auf privaten Familienfeiern. Die Straßenmusik ist eine gute

Werbemaßnahme, da die Leute direkt hören, ob es ihnen gefällt und auch mal spontan nach einem Flyer fragen. Vor allem die ungewöhnliche Kombination der Instrumente wecke oft Erstaunen. Mit den deutschen und schwedischen Volkstänzen sowie irischer Musik, die sie spielen, kommen sie vor allem bei älteren Passanten sehr gut an. Aber auch Kinder „stehen manchmal mit offenem Mund stundenlang davor“, so Irmhild. Jugendliche hingegen werfen schon mal nur Ein- oder Zweicent-Stücke in den Koffer, um sie zu ärgern.

Auch Hans weiß, dass man als Straßenmusiker „ein dickes Fell haben muss“. Von Ablehnung der einen oder anderen Art können selbst Matthias und Steve berichten. Aber ebenso verbindet alle Straßenmusikanten die Begeisterung für die Musik, egal ob es nun Hobby oder Einnahmequelle ist. Und das springt auf die Zuhörer über. Musik gehört zum Leben und damit auch auf die Straße.

Michelle Mallwitz

Anzeige

UNITED COLORS
OF BENETTON.

15%

für Studentinnen
mit diesem Gutschein

Gültig 01.07. - 01.10.2011 / nur auf reguläre Damenmode

Benetton gibt es jetzt auch bei facebook:
„Benetton Lüneburg“

Grapengießerstr 5 · 21335 Lüneburg · Tel 04131/ 40 92 90

Öffnungszeiten Mo - Fr 10 - 19 · Sa 10 - 18

www.benetton-lueneburg.de



Hans mit seiner Gitarre am Schrankenplatz. (Foto: M.Mallwitz)

„Das ist ja kein Feierabend hier!“

» Leben im Kloster Lüne

Ein chices, blaues Kostüm statt Kukulie. Kein schwarzer Schleier, aber weiße Perlenohrringe und passend zu der weiß-rosastreifen Bluse werden die Hände von einem rosa-perlmutter schimmernden Nagellack verziert – so begrüßt uns Ingeborg Kubasta, die seit über 20 Jahren im Kloster Lüne lebt. Ihr Auftritt lässt das klassische Bild der Nonne aus unseren Vorstellungen verschwinden und wir lernen: Kloster ist nicht gleich Kloster. Oftmals wird das Klosterleben mit stündlichen Gebeten, lebenslanger Keuschheit und Gehorsamkeit verbunden. Doch dieses Bild trifft nur auf katholische Ordensklöster zu, von denen seit der Reformation einige in evangelische Klöster und Frauenstifte umgewandelt wurden. Auch das Kloster Lüne ist heute evangelisch und die Frauen, die hier leben, nennt man nicht Nonnen, sondern Konventualinnen und diese können ein wesentlich freieres Leben genießen: Es muss hier kein Gelübde abgelegt werden, mit dem man sich zu einem ganzen Leben im Kloster verpflichtet, feste gemeinsame Gebetszeiten wurden nach und nach verringert und die Tracht verändert. „Das ist die heutige Zeit, da können wir nicht mehr mit weißer Schürze und Häubchen herumlaufen“, merkt Frau Kubasta lachend an. „Wir sind ja hier keine Museumsfiguren.“ Nur zu besonderen Anlässen wird auch heute noch ein großes Ornat mit Orden getragen und die bestehende Klosterordnung schreibt vor, dass die Konventualinnen sich verpflichten, sozialen, kulturellen und religiösen Zwecken zu dienen.

Ingeborg Kubasta zeigte schon in ihrer Kindheit Interesse an der Klosterkultur. Besonders die sechs Heideklöster hier in der Region hatten es der 88jährigen angetan. Bevor sie in das Kloster eintreten konnte, musste sie eine sechsmonatige „Probezeit“ als Expektantin durchlaufen. Danach musste sie einstimmig vom Konvent gewählt werden. Dies ist eine der erhaltenen Traditionen. Auch muss man alleinstehend, geschieden oder verwitwet, sein, um aufgenommen zu werden. Angehörige und Freunde betrachteten Kubastas Umzug ins Kloster mit gemischten Gefühlen. Einige zeigten Interesse, andere hatten anfangs auch das Bild eines strengen Ordensklusters im Kopf und standen ihrer Entscheidung zunächst skeptisch gegenüber. Heute sehen sie jedoch, wie wohl sie sich in Lüne fühlt.

Immer wieder kommt Kubasta auf die Geschichte des Klosters zu sprechen. Diese ist auch Teil ihrer Arbeit. Als Konventualin führt Kubasta regelmäßig Besuchergruppen durch die Gänge und Räume des Klosters. Doch nicht nur die Führungen stehen

in ihrem Terminkalender. „Es gibt immer was zu tun“, sagt sie. „Das ist ja kein Feierabend hier!“ Der Chor, der zur Probe ins Kloster kommt, muss beaufsichtigt werden, kulturelle Veranstaltungen müssen vorbereitet werden und wenn sich Besucher im Klosterhof verirren, steht Kubasta ihnen sofort hilfsbereit zur Seite. Doch wer denkt, die Klosterfrauen hätten keine Frei-



Die Konventualin vor ihrem Wohnhaus im Kloster Lüne, neben ihr die zwei Univatv-Redakteurinnen (Foto: S. El Safty)

zeit, der irrt. Theater, Kino oder eine Tour nach Hamburg – die Konventualinnen bleiben auch außerhalb ihrer Arbeitszeiten aktiv. Und vieles wird zusammen mit der Klostergemeinschaft unternommen. „Dieses Gemeinschaftsleben ist eigentlich der größte Unterschied zu meinem vorherigem Alltag“, meint Kubasta. „Das ist etwas ganz anderes als die Ehe, aber es gefällt mir sehr gut.“ Dennoch lebt jede Konventualin für sich in ihrer eigenen Wohnung und führt ihren eigenen Haushalt. Kubastas Wohnung ist im ersten Stock des Eingangsgebäudes. Für die geräumige 86 Quadratmeter Wohnung zahlt sie nur die Nebenkosten. Die vielen Bilder an der Wand und die antiken, stilvollen Möbel erinnern ebenfalls nicht an die spartanischen Kammern der Konventualinnen vor 300 Jahren. Heute bringt jede ihre persönlichen Gegenstände mit und kann sich die Wohnung nach ihrem individuellen Stil einrichten. Auch im Kloster steht die Zeit eben nicht still.

Natalja Fischer und Sarah El Safty

Rauf auf die Bäume!

» Über die Kletteraktivistin Cécile Lecomte

Ich besuche Cécile Lecomte in ihrem Zuhause, einer Bauwagensiedlung in Lüneburg. Es ist einer der seltenen Tage, an denen sie dort anzutreffen ist. Die junge Französin ist viel unterwegs.

Cécile ist Vollzeitaktivistin, im Kampf gegen Atomkraft, Gentechnik, Globalisierung, Konsum – kurzum für eine bessere Welt. Ihr „Arbeitsgebiet“ ist über den Köpfen der Menschen: in Bäumen, Bahnhofshallen, an Strommasten ... manchmal tagelang. Schon als Kind klettert sie zusammen mit ihrer Familie, später gewinnt sie Wettbewerbe. Beim Bergsteigen erfährt sie ein Gefühl der Freiheit, der Kreativität, und wie es ist, als Mensch den Naturgewalten gegenüberzustehen. Doch das die Natur die Lebensgrundlage des Menschen ist, vergesse dieser zu oft, kritisiert Cecile: „Was will der Mensch denn ohne die Natur anfangen?“ Die zunehmende Zerstörung der Umwelt erweckt in ihr politisches Interesse. Während ihres BWL Studiums in Frankreich hinterfragt sie das Postulat Wirtschaftswachstum, 2004 beginnt sie mit dem Aktionsklettern.

Als Paradox empfindet Cecile den gesellschaftlichen Umgang mit Risiken. „Bergsteigen, das ist eine andere Perspektive als diese ultrasichere Gesellschaft“, sagt sie. „Unsere Gesellschaft lässt zu, dass Millionen Menschen gegen ihren Willen Risiken eingehen müssen, wie bei der Atomkraft. Andererseits lassen viele ihre Kinder kaum noch alleine rausgehen, aus Angst ihnen könnte was passieren!“ Ihre waghalsigen Aktionen werden oft als krank oder verrückt abgestempelt. Jedoch weiß sie immer, welches Risiko sie eingeht und was passieren kann. Zumindest beim Klettern.

Anders ergeht es ihr mit Polizei und Justiz. Lüneburgs Polizeipräsident Friedrich Niehörster bezeichnet sie vor der Kamera des NDR als einen „Störfaktor“. Gerade nach Lüneburg gezogen, wird sie polizeilich überwacht, zur „Gefahrenabwehr“: Sie könnte am Tag X über den Gleisen hängen. Es folgt die Festnahme im Herbst 2006, Cécile wird vom Fahrrad gestürzt, schlägt mit dem Kopf auf und hat Erinnerungslücken. Vor dem Castortransport 2008 folgt erneut mehrtägiger Langzeitgewahrsam, rein präventiv.

Meistens ist Cecile kein rechtliches Vergehen vorzuwerfen, sondern lediglich Ordnungswidrigkeiten. Es sind vielmehr die ungeschriebenen Gesetze und Normen, gegen die sie verstößt. Wenn sie etwa in Frankfurt mehr Lust hat, auf ein Hochhaus zu klettern, als einen Einkaufsbummel zu machen, „Juristisch war das nicht verboten“, so die Aktivistin.

2009: Zwölf Stunden Gewahrsam in Gießen (Schlafentzug und Zwangsentkleidung inklusive), weil sie die Fassade des Landgerichtes erkletterte und mit Kreide beschrieb. Die Tatsache, dass das Vorgehen des Landgerichtes im Nachhinein als rechtswidrig eingestuft wurde, stellt den Glauben an den deutschen Rechtsstaat nur teilweise wieder her.

Doch die Härte, mit der gegen Cécile vorgegangen wird, zeigt ihr auch die Effektivität ihrer Aktionen. 2008 hat alleine ihre Kletteraktion den Castorzug für sieben Stunden aufgehalten. Das Medienecho ist enorm, längst ist sie zu einem Symbol des zivilen Widerstands geworden.

Resignieren und aufgeben sind für Cecile nie Alternativen gewesen. Sie wehrt sich mit den Waffen des Systems, eignet sich juristisches Wissen an und führt ihren Prozess selbst. Manchmal sind zur Unterstützung Clowns mit Luftschlangen im Publikum, ein kreativer Beitrag, um die Drohgebärden der Justiz zu untergraben. Unterstützung erhält sie auch von der „Bewegungsstiftung“. Diese vermittelt Paten an Cecile, die sie finanziell unterstützen und das Leben als Vollzeitaktivistin ermöglichen. So wird sie auch weiterhin von Demo zu Gerichtsprozess reisen, klettern, schreiben und übersetzen.

Judith Trechler



Cécile Lecomte in ihrem Element (Foto: privat)



Matthias in Aktion bei „Aida“ (Foto: A. Tamme)

Von einem, der auszog, das Singen zu lernen

» Der Musicaldarsteller Matthias Stockinger im Porträt

In Lüneburg kann man noch bis Ende Juni „Aida“ bestaunen. Nein, nicht das Schiff. Das Musical! 1998 von Elton John und Tim Rice in Anlehnung an Verdis Oper geschrieben, feierte das Stück am 20. November 2010 Premiere in Lüneburg und füllt seither regelmäßig den Theatersaal. „Aida“ erzählt die Geschichte einer Liebe, die nicht sein darf und doch so stark ist, dass sie selbst den Tod überdauert: Der ägyptische Kriegsheld Radames, eigentlich der Tochter des Pharaos versprochen, verliebt sich in Aida, Tochter des nubischen Königs, gegen den Ägypten Krieg führt. In den Hauptrollen: Yaroslava Romanova als Aida und Matthias Stockinger als Radames. Letzteren treffe ich heute zum Interview.

Nach der Vorstellung stehe ich am Bühneneingang und warte auf ihn. Ich komme mir vor wie ein Groupie, ein unangenehmes und zugleich aufregendes Gefühl. Ich bin nervös, erwarte insgeheim einen exzentrischen Künstler, der jetzt überhaupt

keine Lust mehr auf ein Interview hat. Man hegt und pflegt ja schließlich seine Vorurteile. Aus der Tür tritt jedoch ein völlig entspannter, sympathischer junger Mann in Jeans und Pullover, der sich kurz suchend umschaute und dann lächelnd auf mich zukommt. Wir gehen zum Italiener um die Ecke und treffen auf einige ältere Damen, die sofort anfangen, aufgeregt zu tuscheln. Ich bin völlig irritiert, aber Matthias grinst nur und ruft ihnen zu: „Ja, ich bins wirklich!“ Dann beginnt er zu erzählen. „Ich habe immer schon Musik gemacht, in einer Schülerband gesungen und getanzt. Spätestens nach meinen ersten Schulaufführungen war klar: Ich will Musicaldarsteller werden.“ Mit diesem Ziel im Kopf, ging Matthias mit gerade einmal 18 Jahren an die Stage School nach Hamburg. Nach wenigen Monaten wurde ihm jedoch klar, dass dies nicht die Ausbildung war, die er sich wünschte: zu unpersönlich, zu wenige Herausforderungen. Nach einem Job in einer Medikamentenfabrik und der kurzzeitigen Überlegung, Logopädie und Physiotherapie zu

studieren, entschloss sich der Saarländer, seinen Traum noch nicht aufzugeben, und wechselte an die Folkwang Universität der Künste in Essen. Nach dem Studium ging es dann richtig los: Engagements in Berlin, Stuttgart, der Schweiz, usw. folgten, an einen festen Wohnsitz war nicht zu denken. Matthias lebte von Bühne zu Bühne. Ein aufregendes Leben, das der 28-Jährige auch heute noch genießt, auch, wenn er mittlerweile wieder eine Wohnung hat. Doch ein festes Umfeld oder gar eine eigene Familie ist in seinem Job so gut wie unmöglich. Deshalb ist es für Matthias nicht ausgeschlossen, der Bühne irgendwann den Rücken zu kehren und sich beruflich nochmal neu zu erfinden. Hier sieht er auch Parallelen zu seiner Rolle in Aida: „Radames ist die Härte antrainiert worden, er ist eigentlich sehr sensibel. So ist es doch bei den meisten. Man baut sich ein Schutzschild auf, aber wenn es wirklich um einen gehen ist, fällt dieses schnell und man ist bereit, sein Leben umzukrempeln.“ So weit ist es aber zum Glück noch nicht. Der Saarländer mit dem herzlichen Lachen hat noch viel vor: Nachdem er als Graf Krolock in „Tanz der Vampire“ unter anderem in Stuttgart und Oberhausen bereits eine Traumrolle spielen durfte, ist ein weiteres großes Ziel ein Engagement bei „Phantom der Oper“. „Bei so einer Großproduktion mitzuspielen, ist nochmal etwas ganz anderes, als in einem relativ kleinen Theaterbetrieb wie Lüneburg zu arbeiten. Hier ist alles viel persönlicher, man kann Neues ausprobieren, während bei erprobten Stücken wie ‚Tanz der Vampire‘ jeder Schritt vorgegeben ist. Gerade deshalb ist so ein Engagement eine besondere Herausforderung“, erklärt Matthias. Seine nächste Station liegt aber erstmal im Allgäu, denn der 28-jährige wird bei „Ludwig 2“ wieder eine Hauptrolle spielen. Dem Vorwurf, Musicals könne man ja nicht ernst nehmen, stellt er grinsend die Frage gegenüber: „Hast du’s schon mal ausprobiert?“ Die meisten Stücke seien aus Vorlagen entstanden, die man durchaus hochkulturell nennen kann: „Das Phantom der Oper“, das als Roman bereits 1939 erschien oder eben „Aida“, im Original eine Oper von Giuseppe Verdi. Die Musicals jedoch, die nur noch aus Popsongs bestehen, stoßen bei Matthias nicht auf Begeisterung, auch wenn er ihnen sehr diplomatisch ihre Berechtigung zuspricht.

Matthias kommt aus einem kleinen Ort im Saarland. Dort ist er natürlich DER Star, viele begleiten seinen Weg von Anfang an und reisen ihm zu den Vorstellungen hinterher. Der 28-Jährige freut sich sehr über so viel Unterstützung. Ein wenig unheimlich ist ihm der Rummel aber schon, denn er fühlt sich überhaupt nicht wie ein Star. Vor allem seine Familie hilft ihm, nicht

abzuheben und gibt ihm Rückhalt: „Ich bin ein totaler Familiemensch und besuche meine Eltern und Geschwister so oft wie möglich. Natürlich sind sie stolz auf mich und haben mich immer bestärkt, eine Extrawurst bekomme ich aber nicht. Für meine Schwester bin ich zum Beispiel immer noch ihr kleiner Bruder, und das ist auch gut so.“

Am Ende des Interviews ist der gar nicht exzentrische, dafür aber umso sympathischere Schauspieler ganz Gentleman, bezahlt mein Getränk und verabschiedet sich dann in seinen wohl verdienten Feierabend. Nebenbei lüftet er noch das, allerdings ziemlich unspektakuläre Geheimnis des Bühnenkusses: „Eigentlich ist das ein ganz normaler Kuss“. Auch ich mache mich auf den Heimweg, um ein Vorurteil ärmer, aber mit dem Vorsatz, demnächst mal wieder ein Musical zu sehen.

Laura König

Anzeige



DAS WIRD EIN SOMMER!
Neu bei uns:
Fragolino, „Erdbeersekt“ der richtig
nach Erdbeere schmeckt
Sangria, trinkfertig in der 3-Liter-Box
für nur 7,90 €

Und wenn noch etwas fehlen sollte ...
... wir haben

Essig, Öl, Wein, Likör, Whisky,
Wodka, Gin, Absinth ...

VOM FASS Lüneburg
Bardowicker Str. 11
nur 100 m vom Marktplatz!

Rein in die Praxis

» Was verbirgt sich hinter Leuphana PLUS?

Groß und imposant taucht das Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg direkt hinter dem Hauptbahnhof auf. Das erste Mal dort, ist es nicht einfach, sich zurechtzufinden. Hanna Schmalhaus würde den Weg durch die Gänge bestimmt im Schlaf finden. Sie ist seit dreieinhalb Monaten Praktikantin und koordiniert zusammen mit der Projektleiterin Elcin Schütze das Projekt „DATE-THE-MUSEUM“, eine offene Veranstaltungsreihe für 20 bis 35-jährige Kunstinteressierte.

Das Programm Leuphana PLUS, an dem Hanna teilnimmt, will beim Berufseinstieg unterstützen. Pro Semester gibt es zwanzig Plätze für motivierte Studierende aller Fachbereiche. Die Teilnehmenden verknüpfen in mehrmonatigen, vergüteten Praktika Wissenschaft und Praxis. In einer Projektstudie bearbeiten sie eine Fragestellung, die ihren fachlichen Interessen entspricht. Viele nutzen das Programm, um ihre Abschlussarbeit mit Praxisbezug zu schreiben.

Hanna verbindet das Praktikum mit ihrer Magisterarbeit, in der sie Veranstaltungen für junge Freundeskreise an Kunstmuseen untersucht. Bei ihr hat das gut funktioniert. „Beide Teile waren sehr verwoben“, erzählt Elcin Schütze. „Wir haben oft sehr intensiv über die Magisterarbeit geredet.“

Betreuung ist das Stichwort - genau diese will Leuphana PLUS leisten. Neben der inhaltlichen Betreuung der Arbeit durch Dozierende gibt es Ansprechpartner der Praktikumsstelle. Projektkoordinatorin Ilka Peterson hilft bei der Orientierung, Praktikumsuche und -bewerbung und organisiert das Rahmenprogramm. Teil dessen sind neben Coachings, Seminaren und Treffen zum Erfahrungsaustausch auch Workshops mit einer Lektorin, die mit jedem einzeln an der Projektstudie arbeitet.

Trotz umfassender Betreuung ist Eigeninitiative gefragt. Elcin Schütze betont, Abschlussarbeiten im Museum für Kunst und Gewerbe zu schreiben, sei nur möglich, wenn Studierende mit einem passenden Thema an sie herantreten. „Das große Plus ist für uns, dass sich jemand wissenschaftlich vergleichend mit ähnlichen Projekten beschäftigt. Die Ergebnisse geben uns etwas an die Hand, um das Format der Veranstaltungsreihe weiterzudenken und eventuell zu modifizieren.“ Die Projektstudien sollen sowohl für die Studierenden als auch für die Praktikumsstellen einen Nutzen bringen. Andere Teilnehmende untersuchen beispielsweise die Nachhaltigkeitskommunikation von Unternehmen, entwickeln Marketingstrategien oder

evaluieren Veranstaltungen. Schwerpunkt des Programms ist der kulturelle Bereich, willkommen sind jedoch Studierende aller Fachrichtungen. Hauptvoraussetzung ist, dass sie Praxiserfahrung während des Studiums sammeln möchten und Lust haben, Studieninhalte damit zu verbinden.

Gedacht ist das Programm zur Zukunftsorientierung und Vorbereitung des Berufseinstiegs. Hanna kann sich gut vorstellen, auch beruflich im Museumsbereich zu bleiben. Mit einem Lächeln auf den Lippen sagt sie: „Das Praktikum hat mir auf ganzer Linie viel gebracht“. Das Ziel ist, dass alle Seiten profitieren – die Studierenden von den Berufserfahrungen und die Praktikumsstellen von Praktikanten mit Know-How. Durch Unterstützung der Teilnehmer und flexible Lösungen wie Teilzeitpraktika will Leuphana PLUS vielen Studierenden ermöglichen, auch im zeitlich engen Bachelorstudium Praxiserfahrung zu sammeln.

Jenny Buchwald

(Die Autorin ist Studentische Hilfskraft bei Leuphana PLUS)

Leuphana PLUS – „Praxisnah lernen und Studieren“ ist ein Projekt der Leuphana Universität Lüneburg und der Klosterkammer Hannover. Es bietet die Möglichkeit, außerhalb des Uni-Alltags zu entdecken, was für Berufsfelder sich in der großen Welt verbergen. Mehr Infos: www.leuphana.de/plus



Hanna Schmalhaus und Elcin Schütze in ihrem Büro (v.l.) (Foto: J.Buchwald)

Was macht eigentlich...

» Der Senat. Eine Empörung der studentischen Senatorin Daniela Steinert

Die Zeiten gewöhnlicher Senatssitzungen dürften vorüber sein. Wenn nicht bereits seit Beginn der Spounschen & Kellerschen Universitätsleitung im Top-Down-Format, so spätestens seit der grotesken Wiederwahl der beiden im April und Mai. Es ist zu erwarten, dass die Grabenkämpfe und Frustrationen der letzten Wochen tiefe Spuren hinterlassen werden, auch im Selbstverständnis des gebeutelten Gremiums: Es muss sich die Frage gefallen lassen, wofür diese zentrale Einrichtung akademischer Selbstverwaltung, welche fakultätsübergreifend für die Belange der gesamten Universität und ihrer Leitung zuständig war (seit der Änderungen im Gesetz und der ungeheuerlichen Praktiken an der Leuphana aber wohl kaum mehr ist), eigentlich noch existiert.



Geht's hier noch zur Mitbestimmung? (Foto: L. Sulzbacher)

Die letzten Sitzungen unterschieden sich in der Anzahl der Besucher_innen und in der Relevanz vom üblichen Alltagsgeschäft. Letzteres ist von Routinen gekennzeichnet, die Freud und Leid dieser Inszenierung vermeintlicher Partizipation darstellen: Sitzungen finden normalerweise alle vier Wochen Mittwochs statt. Unsere studentische Senatsliste trifft sich meist einige Tage zuvor, um Meinungen zu anstehenden Themen auszutauschen und die Unterlagen durchzugehen. Studierendenvertreter_in zu sein bedeutet vor allem, einen schwierigen Stand zu haben: Zwar zählen wir uns zu denjenigen, die sorgfältig vorbereitet sind, dennoch kann uns auch leicht nachgesagt werden, die Rolle von ewig-sinnlos Nörgelnden auszufüllen. Wir monieren vieles und auch vor Grundsatzdiskussionen schrecken wir nicht zurück – welche bedauerlicherweise kaum geführt werden, inmitten einer Praxis der Über-Bürokratisierung.

In diesem Wissen beginnen für mich Senatssitzungen meist etwas anstrengend. Dies auch deshalb, weil die universitäre Gemeinschaft immer brüchiger wird und das Verhältnis zum Präsidenten für die meisten kaum entspannt sein dürfte. Die

neue Runde im Ring argumentativer und formaler K-o.s beginnt händeschüttelnd mit dem Präsidenten. Ab jetzt ist er die meist präsente Person: Er hat zwar kein Stimmrecht, leitet aber den Senat als Vorsitzender. Zunächst darf das Gremium versuchen, von seinem „umfassenden Informationsrecht“ Gebrauch zu machen, also Fragen an den Präsidenten zu stellen. Diese meist in präsidialen Worthülsen und verbalen Nebelschwaden endenden Revolutionsversuche des Senats machen klar, wie wenig gemeinschaftsfördernde Transparenz vom Präsidium erwünscht ist. Von nun an ist das Geschehen dominiert von zur Schau gestellter Seriosität (wovon ich mich nicht ausnehme), Besprechungen aktueller Universitätsgeschichte, zu denen wir meist aufgrund der gesetzlichen Entmachtung des Senats leider nur angehört werden, aber keine Stimme abgeben dürfen; hin und wieder leisen Respektlosigkeiten; Beschlüsse, welche oftmals vom Präsidium nicht umgesetzt werden.

Es ist ein Erfolg, Senatssitzungen den eigenen Idealen getreu zu bewältigen und sie in dem Wissen verlassen zu können, sich für die Studierenden eingesetzt zu haben – wenngleich die Ergebnisse mikroskopische sein dürften und Frustration bewältigt werden muss. Die aktuelle Situation aber wirft tiefgreifende Fragen auf: Wie sinnvoll ist ein Gremium, das auf gesetzlicher wie praktischer Ebene beinahe jedes Recht beraubt wurde? Möchte und sollte ich einer Universität, dessen Präsidium strukturelle Prozesse seit Jahren mit Füßen tritt und dessen höchstes Gremium sich duckmäuserisch unterwirft, zu einem demokratischen Anstrich verhelfen?

Steckbrief Senat

(Mehr Infos im Niedersächsisches Hochschulgesetz: intern.leuphana.de):

- Höchstes akademische Gremium, in dem alle Universitätsmitglieder vertreten sind. Über dem Senat: Präsidium und Stiftungsrat
- Zusammensetzung: Zehn Professor_innen, Drei Wissenschaftl. Mitarbeiter_innen, Drei Mitarbeiter_innen Technik & Verwaltung, Drei Studierende, Elf beratende Mitglieder (nicht stimmberechtigt)
- Aufgaben (§41 NHG): Beschlüsse über Zusammensetzung des Präsidiums, Entwicklungsplanung, Ordnungen wie z.B. Grundordnung, Rahmenprüfungsordnung etc.

Daniela Steinert

(Die Autorin ist studentische Senatorin)

Proteste für den Wandel

» Von Diktatoren, Revolutionen und Menschenrechten

„König der Könige Afrikas“ – so nennt sich Muammar Al-Gaddafi, der seit 42 Jahren das Schicksal Libyens bestimmt. Nach dem Sturz von König Idris as Senussi durch den von Gaddafi begründeten „Bund Freier Offiziere“ setzte sich Gaddafi 1969 als Revolutionsführer an die Spitze Libyens.

Angetrieben von der nationalistisch-arabisch-sozialistischen Ideologie des früheren ägyptischen Präsidenten Abdel Nasers, der eine „Vereinigte Arabische Republik“ (1958-1961) begründete, wollte Gaddafi Libyen zu neuer Macht führen und dabei mit der Korruption im Land aufräumen. Zumindest der Kampf gegen die Korruption war ein respektable Ansatz. Doch im durch Stammesstrukturen geprägten Libyen keimte die Korruption schlimmer als zuvor. Mit Geld aus den Ölvorkommen erkaufte sich Gaddafi die Loyalität anderer Stämme.



Mehr als zwei Millionen Menschen protestierten auf dem Tahir-Platz in Kairo (Foto: J. Rashad)

Seit einigen Wochen nun erheben sich die Libyer, um die Vetternwirtschaft zu bekämpfen. Die Rebellen fordern eine Demokratie, in der sie unabhängig von Ölreichtümern ein Mitspracherecht haben. Offen ist dabei bisher, inwiefern die westlichen Strukturen der Demokratie überhaupt auf die Traditionen Libyens, vor allem die islamischen, übertragen werden können. Denn in Libyen soll die Religion die Politik maßgeblich bestimmen.

In der „Vision eines demokratischen Libyens“, ein im März vorgestelltes Dokument des Übergangsrats der libyschen Freiheitskämpfer, findet sich der Grundsatz: „Jedes Individuum

wird volle Bürgerrechte genießen, unabhängig von Hautfarbe, Geschlecht, Volkszugehörigkeit oder gesellschaftlichem Status.“ Dies klingt zunächst gut, nur fehlt in der Aufzählung noch die Unabhängigkeit der Bürgerrechte von der Religion. Das wirkliche Aufbrechen alter Strukturen verlangt also noch einiges an Energie von den Libyern. Die Revolution ist dazu nur der erste Schritt.

Während in Libyen loyale Gefolgsleute weiterhin Gaddafis Gewaltherrschaft verteidigen und Rebellen erbittert gegen sie kämpfen, sind die Revolutionen anderer Länder bereits weiter. Im Nachbarland Ägypten gelang es den Demonstranten nach fast 30 Jahren des Ausnahmezustands und der Unterdrückung, Präsident Mubaraks Rücktritt zu erzwingen. Doch die Proteste gehen auch in Ägypten weiter. Demonstranten kritisieren, dass den Menschen immer noch grundlegende Rechte verwehrt werden. Ein trauriges Beispiel dafür ist Khaled Said, ein ägyptischer Blogger, der von den Sicherheitskräften wegen polizeikritischer Äußerungen auf offener Straße erschlagen und dadurch zu einer Symbolfigur der Revolution wurde. Dies war zwar vor dem Sturz Mubaraks, aber die Solidarbewegung „We are all Khaled Said“ (facebook) lebt weiter und prangert aktuelle Missstände, wie die Übergriffe extremistischer Islamisten auf Christen, an.

Die Übergriffe zeigen, dass dort der Schutz der Person und des Lebens, sowie die Religionsfreiheit, nicht für alle gegeben sind. Amnesty International hat daher eine Agenda für Ägypten aufgestellt, in der diese grundlegenden Rechte gefordert werden. Damit vom Wandel in Ägypten mehr bleibt als ein bloßer Wechsel im Regierungspersonal.

Auch in Tunesien, Syrien und Bahrain hat der Wandel begonnen. Denn nicht in einem einzelnen Staat geschieht dieser Umbruch, sondern in den Köpfen der Menschen, die sich von den selbsternannten Königen Afrikas nicht mehr unterdrücken lassen und mutig für ihre Rechte eintreten. Davor sollten wir größten Respekt haben.

Nora Müller und Verena Meyer
(Die Autorinnen sind Mitglieder der Amnesty International Hochschulinitiative Lüneburg)

Mehr Infos: www.facebook.de/amnestyleuphana

So fern und doch so nah...

» Wie in Deutschland lebende Marokkaner die Unruhen in ihrem Heimatland erlebten

In der arabischen und nordafrikanischen Welt brodet es im Jahr 2011. In vielen Ländern gehen die Menschen auf die Straße: für mehr Rechte, mehr Freiheit, mehr Demokratie. Sie wollen raus aus Unterdrückung, Armut und Elend. Es kommt zu Unruhen, es gibt Tote, in Libyen bricht Krieg aus. In Marokko lenkt König Mohammed VI. schnell ein, verspricht Reformen und bleibt an der Macht. Ayoub und Hassan sind Marokkaner und halten sich zum Studium in Deutschland auf, als die Menschen in ihrer Heimat auf die Straße ziehen.

„Entweder lebt man mit seinem Stolz oder man stirbt“ - mit diesem Sprichwort erklärt Hassan aus Casablanca, warum die Marokkaner trotz Lebensgefahr auf die Straße gegangen sind, um für mehr Freiheit zu demonstrieren. Er selbst würde sich an den Demonstrationen beteiligen, sieht es als seine Pflicht an. Doch Hassan lebt seit drei Jahren in Bochum und studiert dort, denn in Marokko hat er kaum Perspektiven für sich gesehen. „Selbst mit abgeschlossenem Studium findet man keine Arbeit und Arbeitslosengeld gibt es nicht“, erklärt er. „Viele Marokkaner haben finanzielle Probleme und werden vom Staat nicht unterstützt.“

Auch Ayoub, der wie Hassan aus Casablanca zum Studieren nach Deutschland gekommen ist, sieht in den wirtschaftlichen Verhältnissen Marokkos und der Armut der Menschen die Gründe für die Demonstrationen. Wie in den anderen von Unruhen betroffenen arabischen Ländern wendet sich das Volk aber auch gegen die korrupten Regierungen und Unterdrückung. Deshalb denkt Ayoub, dass die Macht in Marokko auf die richtigen Leute verteilt werden muss. Hassan dagegen ist skeptisch, denn bisher habe jede Regierung nur an sich selbst gedacht und in die eigene Tasche gewirtschaftet. Er sagt, dass deshalb viele Marokkaner die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren haben.

Im Unterschied zu Hassan sieht Ayoub gute Perspektiven für sein Land aufgrund der positiven Initiative des Königs: „Ich hoffe auf mehr Meinungs- und Pressefreiheit und mehr Mitspracherecht für das marokkanische Volk.“ Diese Hoffnung teilt Hassan nicht, er versteht die Reformversprechen des marokkanischen Königs vor allem als Beruhigungstaktik. Dennoch hält er es in der jetzigen Situation für unmöglich, über eine alternative Staatsform für Marokko nachzudenken.

Ayoub spricht sich unbeirrt von den Ereignissen der letzten Zeit für die Monarchie aus. Er erzählt, dass die Marokkaner die 1200-jährige Tradition des Königreiches ehren und das Land

deshalb besser vor Destabilisierungen durch Unruhen, Machtkonflikte oder Bürgerkriege geschützt sei als andere arabische Länder. Nur deshalb sei die Lage in Marokko nicht eskaliert wie in anderen Staaten.

Dennoch hat Ayoub Angst um seine in Marokko lebenden Verwandten und Freunde gehabt. Über die Situation in seiner Heimat hat er sich vor allem über das Internet informiert, hat die Posts seiner Freunde in Facebook verfolgt. Hassans Informationsquellen waren vor allem die Fernsehsender Aljazeera und Alarabya, weil seine Familie nicht im Internet über die Konflikte sprechen wollte. Bei Ayoub und seinen Freunden herrscht dagegen Misstrauen gegenüber den Medien aus der Heimat. „Diese verbreiten oft nur Lügen“, erzählt er. Die jugendlichen Marokkaner seien deshalb dazu übergegangen, die Quellen hinter den Nachrichten zu recherchieren, um die Glaubwürdigkeit der Informationen zu überprüfen.

Ob er nach Marokko zurückkehren wird, weiß Ayoub noch nicht. Er will zuerst sein Studium beenden und sich dann Gedanken machen. „Die Zukunft kann man nicht vorhersagen“, sagt Ayoub, und das trifft nicht nur auf ihn, sondern auch auf Marokko zu.

Jelka Göbel



Im Februar 2011 demonstrieren Marokkaner in Rabat für mehr Demokratie (Foto: magharebia)

Raus aus der Uni

» Rein ins Leben?

Fertig! Das Studium ist beendet, der Bachelor in der Tasche – und jetzt? Auf grenzenlose Erleichterung, Stolz und das Gefühl, im Leben etwas erreicht zu haben, folgen Unsicherheit und Verwirrung. Insbesondere bei AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Studiengänge tut sich die Frage nach dem Danach auf.

Es gilt nun, aus den scheinbar unendlichen Möglichkeiten zu wählen. Um der Antwort auf die Frage näher zu kommen, welchen Werdegang ich einschlagen möchte und was eigentlich zu mir passt, denke ich darüber nach, welche Stärken ich habe, und welche Schwächen. Wofür interessiere ich mich, was kommt nicht in Frage? Und schon sind die unendlichen Möglichkeiten gar nicht mehr so unendlich.

Da viele AbsolventInnen nach dem Bachelor nicht das Gefühl haben, einen entgeltigen Abschluss in den Händen zu halten, führt der Weg zum Traumjob oft über ein Masterprogramm, welches bereits Gelerntes vertieft. Diese Idee klingt plausibel und durchaus vernünftig, ist aber gar nicht so leicht in die Praxis umzusetzen. Einem regelrechten Massenansturm auf den Master stehen viel zu wenige Plätze gegenüber. Schon die Voraussetzungen einer guten Note und einer bestimmten Anzahl fachspezifischer CPs seitens der Wunsch-Uni zwingt viele, ein paar Wartesemester einzulegen, oder bedeutet manchmal gar das Ende der Hochschulkarriere. „Der Master-Zugang muss frei bleiben, sonst gehen hier viele Berufsperspektiven zwangsweise aus Gründen baden, die die Studierenden meist nicht zu vertreten haben“, fordert AStA-Referent Florian Piepka von der Universität Potsdam in einem Interview mit dem „Unispiegel“.

Mal angenommen, einen Master zu machen kommt nicht in Frage, welche Optionen habe ich sonst noch? Das dreijährige Bachelor-Studium hatte es ganz schön in sich. So manchem fehlt danach die Lust oder die Motivation, direkt im Anschluss weiterzustudieren. Dieses Motivationsproblem, der Mangel an Master-Studienplätzen und oft auch finanzielle Schwierigkeiten führen dazu, dass sich ein Teil der AbsolventInnen schon nach dem Bachelor um einen Einstieg in die Arbeitswelt bemüht. Aber auch das ist nicht so leicht, wie man zunächst vermuten würde. Mit einem Bachelor of Arts ist man doch zu einem gewissen Grade qualifiziert, könnte man meinen. Schließlich handelt es sich um einen Hochschulabschluss, der seit Bologna als berufsqualifizierender Regelabschluss gilt. Doch „mit einem Bachelor-Abschluss landet man eher im Praktikantenzimmer als auf dem Chefsessel“, schreibt der „Unispiegel“. Denn auch hier lauern in der Realität einige Hindernisse. Viele potentielle Arbeitgeber stellen zwar Bachelor-AbsolventInnen ein, ein gro-

ßes Kriterium ist aber die bisher gesammelte Berufserfahrung der Bewerberin oder des Bewerbers. Da kommt die Frage auf, wo denn die Berufserfahrungen herkommen sollen, wenn man ohne solche von kaum jemandem eingestellt wird.

Wenn es mit dem Traumjob klappen soll, müssen also andere Register gezogen werden. Die letzte Alternative, die uns bleibt, ist häufig, sich statt um einem Arbeits- um einem Praktikumsplatz zu bemühen. Hier kommt es oft wieder zum finanziellen Problem. Die Betroffenen fordern in Streiks und Demonstrationen, als HochschulabsolventIn mit abgeschlossenem Studium für ein Praktikum einen monatlichen Mindestlohn zu erhalten. Unterstützt werden sie dabei unter anderem von der DGB-Jugend, dem Verein Fairwork und der „taz“. Richtlinien, an die sich jeder Arbeitgeber halten muss, gibt es noch keine.

Kurzum, ins „richtige“ Leben einzusteigen ist gar nicht so leicht. Am besten ist wahrscheinlich, alle Zukunftsängste und Unsicherheiten abzulegen und sich mutig in die Welt hinaus zu wagen.

Janna Pressentin



Die Jobsuche im Internet (Foto: J. Pressentin)

Ein Vater auf Abwegen

» Vater geworden – Ob sich das wohl mit meinem CV verträgt?

Die Problematik, dass das Sperma der Männer durch Umweltschäden schlechter geworden ist und die Spermienzahl pro Ejakulation abgenommen hat, beschäftigt eine Reihe medizinischer Studien, wie der Deutschlandfunk berichtet. Zudem seien Männer heute das „psychologisch schwache Geschlecht“, so der Zürcher Männerforscher Dr. Markus Fäh im Magazin der Süddeutschen Zeitung, welches der Angst vieler Männer im mittleren Alter nachgeht, kinderlos zu bleiben. Die taz beschreibt die „Diktatur eines normierten Lebenslaufs“, darin das Zitat „Alles, was man tut, soll einen Mehrwert bringen“.



Anthony would love it! (Foto: S.Heilmann)

Das klingt ein wenig nach Endzeitstimmung. Hier mag eine Prise „Emanzipation“ Wunder wirken – soweit die Hoffnung. Das klassische und immer noch aktuelle Rollenbild „des Mannes“ erwartet uns in Hinblick auf die berufliche Entwicklung. „Mann“ soll bereits in der Ausbildung alles dem beruflichen Werdegang unterordnen, denn „Leben um zu Arbeiten“ ist das Motto und nicht etwa anders herum. Im Zuge der Gleichberechtigung sollen Männer aber auch vollwertige Familienmenschen sein, die sich in gleichem Maße um den Haushalt kümmern. Ähnlich dem heutigen Frauenbild (voll berufstätig und trotzdem Übermutter), welches wenig zukunftsfähig ist, lässt sich dasselbe auch über das Männerbild sagen. Was also tun? Strukturelle Defizite anmahnen, familienarbeitsfreundliche Arbeitsplätze und Ausbau von Kita-Plätzen sowie mehr gut bezahlte Teilzeitarbeit für alle Geschlechter fordern und damit eine strukturelle,

eine äußere Emanzipation ermöglichen, sofort! Aber was machen wir als Individuen, wie schaffen wir die Emanzipation im Inneren, in uns bzw. von uns selbst?

Da bleibt nur ein Weg: ausprobieren und den Weg selber gehen. Das ist jetzt kein Plädoyer fürs Kinderkriegen; viel mehr eines zu etwas mehr Relaxtheit in Bezug auf Rollenbilder, Lebensläufe und deren Verhältnis(se). Ob sich meine Vaterschaft mit meinem CV (Curriculum Vitae) verträgt, hat in erster Linie etwas mit meiner Einstellung zu tun. So wie Gleichberechtigung in der PartnerInnenschaft nur durch Dialog und gegenseitige Offenheit möglich wird, muss ich mir auch im Klaren sein, was dies für mein Berufs- und Privatleben bedeutet. Ich trenne mich hier bewusst vom Denken in sich unvereinbar gegenüberstehenden Extremen. Damit das gelingen kann, muss ich allerdings von Beginn an eine vermittelnde Position einnehmen. So gesehen ist mein Leben keine mathematische Summe aus Beruflichem und Privatem, sondern eher wie ein guter Long Island Iced Tea, der viele leckere Bestandteile hat, aber erst in der Gesamtschau zu dem wird, was ihn ausmacht. So verliert die einseitige Dominanz des CV auch ihre Bedeutung und Vater sein erhält eine gleichberechtigte Rolle in meinem Leben. In diesem Kontext bleibt mir daher auf die in der letzten Ausgabe aufgeworfene Frage „Kinderwagen oder Tragetuch“ nur zu antworten: Je nachdem, es geht auch hier darum, einen „ausgewogenen Mix“ (nicht zu verwechseln mit der Energiepolitik von Angela Merkel) aus den Bedürfnissen von Vater und Kind zu finden. Manchmal ist das Tragetuch (für beide) angenehmer, manchmal der Kinderwagen praktischer. Und frei nach Anthony Giddens gibt es ja noch den dritten Weg: den Fahrradanhänger. Damit bin ich unabhängig von Busfahrzeiten oder einem teuren und nicht-nachhaltigen Auto und es macht sowohl Vater als auch Tochter am meisten Spaß.

Tja und das mit den Spermien, die aufgrund unserer umweltverschmutzenden Lebensweise fernbleiben, nun ja, da hilft wohl nur ein entsprechender Wandel unserer Lebensstile. Aber dazu vielleicht ein anderes Mal.

Sebastian Heilmann

(Der Autor schreibt an seiner Diplomarbeit und versucht sich neuerdings in der Vaterrolle)

Im Netz gibt es viele spannende Diskussionen zum Thema „Väter und Beruf“, u. a. im Väter-Blog auf: www.vaeter-und-karriere.de/blog

„Reden wir also von Schönheit –

» oder was immer gerade darunter verstanden wird.“ Alice Schwarzer

Endlich ist es warm und alle strömen raus an die frische Luft. Die Saison ist eröffnet: Es wird wieder Haut gezeigt. Damit verbunden drängt sich die Frage nach der eigenen Erscheinung auf, und ob die denn nach dem langen Winter noch präsentabel ist.

Was genau gerade unter präsentabel verstanden wird, setzt sich aus dem zusammen, was wir das vorherrschende Schönheitsideal nennen. Zurzeit ist es angesagt, möglichst schlank und haarlos zu sein. Mit den ersten warmen Tagen beginnt auch wieder der Boom für Enthaarungswerkzeuge. Achselhaare sind selbst bei Männern undenkbar; beide Geschlechter rasieren sich mittlerweile fast überall. Die Haarlosigkeit macht nicht etwa dort Halt, wo die Öffentlichkeit aufhört und der Intimbereich anfängt. Schönheitsnormen gehen bis unter die Gürtellinie. Nach Achseln und Beinen unterliegt auch die Schamregion einem „Gestaltungsimperativ“, so Elmar Brähler, Professor für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie in Leipzig. Wie kommt es, dass der Trend zum immer sterileren und unnatürlicherem Körper geht? Und wieso befolgen alle dieses ungeschriebene Gesetz?



Ballerinas mit haarigen Beinen? Undenkbar! (Foto: F. Bock)

Schönheitsideale sind, wie jeder weiß, nicht statisch, viel mehr entwickeln sich Ideale erst durch die Gesellschaft. Ein Beispiel für einen medialen Wandel weg von den einst als männlich angesehenen Brusthaaren hin zu einer glatten Brust liefern die James Bond Darsteller: Sean Connery (wallendes Brusthaar), Roger Moore (immer noch ein paar Härchen) und Daniel Craig (glatt rasiert).

Was sind die Gründe für die immer großflächigere Rasur? Der Haarwuchs an bestimmten Körperregionen hat eine biologische Funktion, er ist ein Zeichen von sexueller Reife. Niemand möchte wieder aussehen wie neun. Warum entfernt man ihn also?

Man könnte meinen, es hätte hygienische Ursachen oder die Enthaarung sei auf Geschlechtsdifferenzen zurückzuführen. Demnach würden sich entweder die Frauen oder die Männer rasieren, um sich von dem jeweils anderen Geschlecht abzusetzen. Nahe liegt auch die Vermutung, dass die steigende Präsenz von Nacktheit in den Medien dazu geführt hat, dass wir regelmäßig sehr viel Geld für Enthaarungszwecke ausgeben. Tun wir es also, um uns selbst für andere zu inszenieren? Aus evolutionspsychologischer Sicht könnte es hingegen sein, dass es ein tiefer, intrinsischer Wunsch ist, mit dem Fortschreiten der Modernisierung mitzuhalten und sich selbst auch immer weiterzuentwickeln. Eine Weiterentwicklung in diesem Sinne bestünde darin, sich möglichst stark von den zotteligen Vorfahren zu unterscheiden.

Diese Gründe lassen sich sehr schnell entkräften, denn es ist weder unhygienisch, Beinhaare zu haben, noch ist Behaarung heutzutage mit einem Geschlecht gleichzusetzen. Außerdem sind wir doch aufgeklärt genug, um uns nicht der normativen Ästhetisierung durch die Medien zu unterwerfen. Und um sich von den Vorfahren zu unterscheiden, haben wir ja eine Kultur entwickelt, da müssen wir uns doch nicht mit Oberflächlichkeiten wie Körperbehaarung abgrenzen. Die Enthaarungsnorm ist also eigentlich nicht sachlich begründbar. Warum machen es dann so viele?

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde Mode, die sich bis dato nur auf Kleidung und Frisuren beschränkte, auf den ganzen Körper ausgedehnt. Ab diesem Zeitpunkt galt es also, konform zu gehen mit den Idealen, die mehr und mehr über unseren Körper bestimmen. Die Folge: Wir versuchen krampfhaft, einer allgemeinen ästhetischen Norm, die uns durch die unbarmherzigen und realitätsfernen Medien diktiert wird, zu entsprechen. Koste es so viel Geld und Selbstbestimmung wie es wolle. Es erscheint unmöglich, sich diesem gesellschaftlichen Druck zu entziehen. Aber einen Versuch wäre es wert.

Frederike Bock

Russland? Russland!

» Fremd und geheimnisvoll oder doch näher als man denkt?

Als ich meinen Freunden erzählte, dass ich für ein Auslandssemester für sieben Monate nach Perm (Russland) gehe, war die mit Abstand häufigste Reaktion: „Russland? Warum das denn?!“ Nach wie vor kann ich die teils entsetzt klingende Frage nach dem „Warum“ nicht genau verstehen. Das einzige Warum, das mir bisher unbeantwortet blieb, ist das nach dem Desinteresse oder sogar der Ablehnungshaltung vieler Deutscher Russland gegenüber. Ich für meinen Teil kann nur sagen, dass ich damals mit Neugier, Vorfreude und einer Portion Respekt vor diesem riesigen und so fern scheinenden Land aufgebrochen bin. Und verliebt in eben dasselbe zurückkam.

Natürlich funktioniert Russland nicht wie Deutschland. Jedoch ist es bedeutend westlicher, als der durchschnittliche Westeuropäer annehmen mag. Kaufen kann man hier wie dort alles von Artischocken über Erdinger Weißbier bis hin zu Pringles. Allerdings mit dem kleinen Unterschied, dass dort die Supermärkte, sowie zahlreiche Apotheken und Blumengeschäfte 24/7 geöffnet sind. Ob man die 24-stündige Kaufmöglichkeit von Blumen mit dem in Russland noch stärker etablierten Chauvinismus begründen kann, dieses Urteil will ich mir nicht anmaßen.

Fest steht für mich aber, dass man im Alltag mehr Menschen und vor allem mehr junge Menschen und Kinderwagen auf den Straßen sieht. Die Anzahl der freundlichen Gesichter verhält sich dagegen eher umgekehrt proportional. Von den optisch nicht vor Glück strotzenden Russen sollte man sich allerdings nicht täuschen lassen. Hinter dieser rauen Fassade verbergen sich die herzlichsten und gastfreundlichsten Menschen. Und die sind im Großen und Ganzen fast genauso wie die Leute hier. Natürlich gibt es kulturelle Unterschiede: Es ist beispielsweise üblich, dass sich Männer untereinander mit einem Handschlag

begrüßen, zwischen Männern und Frauen ist dies jedoch tabu. Darüber hinaus scheint in Russland auch unter jungen Menschen noch mehr Interesse an klassischer Kultur zu herrschen. So ist es dort für die meisten die normalste Sache der Welt, wenn auf einer Party jemand nach einigen Stunden Punkrock Lust hat, spontan ein Gedicht zu rezitieren. Verblüffenderweise sind dann alle ruhig und lauschen dem Vortragenden. Darüber hinaus beherrscht fast jeder ein Instrument, das häufig mit im Gepäck ist und zum gemeinsamen Singen verleitet. Das mag jetzt für die eine oder den anderen lahm klingen, aber glaubt mir, das ist es nicht.

Stereotype, die meiner Meinung nach aber zutreffen, sind zum einen der doch recht etablierte Vodka Konsum (auch wenn es sich dabei nicht zwangsläufig um die Müsli Flüssigkeit handelt). Er ist abgesehen von Bier eines der beliebtesten alkoholischen Getränke. Ob es am gelegentlichen Alkoholgenuss liegt, dass eine Vielzahl der jungen Männer meint, ein Vokuhila sei eine schmückende Frisur, bleibt wohl vorerst ungeklärt. Aber dass Geräusche, die einer Pferdekutsche zum Verwechseln gleichen, einfach von einer der zahlreichen Gruppen junger Mädchen auf High Heels stammen, gehört mindestens genauso zu einer typischen Erscheinung.

Dass sich Vokuhila und High Heels voneinander angezogen fühlen, konnte ich auf der Hochzeit eines russischen Freundes miterleben. Ich war von der ganzen Sache zwar nicht 100 Prozent überzeugt, da sich die beiden gerade mal zwei Monate kannten. Aber was soll's, immerhin kostet eine Scheidung in Russland umgerechnet gerade mal zehn Euro.

Nora Prüfer



Russland ist wunderschön und bietet viel mehr als Vodka und Pelze (Foto: A. Kuzmin)

Ein Zug – zwei Kulturen

» Meine Ankunft in Polen

Es ist schon erstaunlich, wie viel Spannendes eine Reise ins Nachbarland Polen zu bieten hat. Obwohl man quasi direkt daneben wohnt, öffnet sich eine ganz andere, neue Welt. Es zeigt sich mal wieder: Wissen und mit eigenen Augen sehen, beziehungsweise etwas selber erleben, sind zwei ganz verschiedene Paar Schuhe – die in manchen Fällen nicht unbedingt zueinander passen. Ich hätte ehrlich gesagt nicht gedacht, dass mir gleich in den ersten zwei Tagen so eine große Menge an neuen Eindrücken entgegen schwappen würde. Denn auch wenn man weiß, dass Polen zu Osteuropa gehört und etwas ärmer ist, liegt es immer noch in Europa und nicht in Asien oder in Südamerika.

Lustigerweise konnte ich die ersten Veränderungen schlagartig nach der deutschen Grenze beobachten. Die deutsche Sprache verschwand endgültig und bis auf vier Spanier und mich wagte anscheinend kein Tourist das Abenteuer Polen. Auf die Minute pünktlich klapperte jede Stunde ein Essenswagen durch die Gänge, der während der gesamten Fahrt in Deutschland nicht einmal aufgetaucht war. Irgendwie verständlich, denn wer zahlt schon die horrenden deutschen Preise, wenn das Essen nach der Grenze nur noch ein Viertel kostet. Dies schien wohl mit ein Grund dafür zu sein, dass die Polen im Zug plötzlich zum Leben erwachten. Es war verwirrend mit anzusehen, wie Menschen, die soeben noch „im Koma lagen“, auf einmal lauthals lachten, wild gestikulierten und in den Gängen rumspazierten. Es tauchten sogar zwei Katzen von irgendwo her auf. Es wirkte ein wenig wie ein kleiner Befreiungsschlag, bei dem man den deutschen Stock aus dem Körper zieht und sich wieder heimisch fühlt.

Mit der Überquerung der Grenze wurden auch die Durchsagen im Zug eingestellt. Für Deutsche ist es eigentlich selbstverständlich, dass es eine Anzeige gibt, welche Station als nächstes kommt, oder dass eine Durchsage daran erinnert, wo der nächste Halt ist und dass man sein Handgepäck nicht vergessen solle. In Polen gab es nichts davon. Eine Informationsbroschüre, wann der Zug an welchen Stationen hält, konnte ich ebenfalls nicht finden. Man musste also sehr gut aufpassen und bei jedem Halt aus dem Fenster schauen, damit man seine Station nicht verpasst. Dabei stellte ich fest, dass die polnischen Namen der Städte oft sehr wenig mit den deutschen Bezeichnungen gemein haben. Breslau heißt zum Beispiel Wroclaw. Mir wurde bewusst, wie wenig ich doch über die Städte in meinem Nachbarland weiß.

Auch die Landschaft veränderte sich mit einem Schlag. Die ländliche Gegend Polens macht den Reisenden bewusst, dass dieses Land eine ganz andere Geschichte prägt als Deutschland und der Kommunismus überall seine Spuren hinterlassen hat. Umso mehr erstaunte mich die mitreißende Lebensfreude, die ich später in den ländlichen Gegenden von Polen erleben durfte. Außerdem erklärte es auch die Aussage meiner polnischen Mitbewohnerin, dass in Deutschland vieles so aufgeräumt und langweilig sei. Es geht ein ganz besonderer Charme von diesen Gegenden aus und die Lebensfreude der Polen und das sympathische Chaos stecken sehr schnell an. Exotik ist manchmal gar nicht so weit entfernt wie man denkt.

Nadine Stein

Armenien

» Kulinarische Impressionen aus einem fast unbekanntem Land

Die Hände meiner Großmutter. Sie sind beim Gedanken an armenisches Essen das Erste, was ich vor meinem geistigen Auge sehe. Sie ist über 80 Jahre alt, kann kaum noch sehen. Für mich ist sie die beste Köchin der Welt.

Armenien ist kein typisches Reiseziel. Ein Land, über das hierzulande nur wenige Menschen wirklich Bescheid wissen. Geografisch einordnen? „Irgendwo im Kaukasus“ ist schon mal nicht verkehrt. Dabei gibt es viel Überraschendes zu erfahren: Im Jahre 301 erhob Armenien als erstes Land das Christentum zur Staatsreligion und ist somit der älteste christliche Staat der Welt. Die armenische Sprache ist ein eigener Zweig der indogermanischen Sprachen und daher mit der deutschen Sprache näher verwandt, als es sich zunächst anhört. Eines der persönlichsten Worte, das „du“, ist in beiden Sprachen identisch.

Eine große Rolle spielt das Essen in der Kultur. Essen bedeutet Familie, Heimkommen, Geborgenheit. Und so legen armenische Mütter und Großmütter viel Wert darauf, dass ihre Liebstesten satt und zufrieden sind. Wenn auch manchmal mit sanfter Gewalt und Nachdruck. Ich höre die Stimme meiner Großmutter, die am Tisch gar nicht oft genug „Iss, Kind!“ sagen kann.

Man stelle sich eine typisch italienische „Nonna“ vor. Oder eine der weiblichen Familienmitglieder aus „My big fat greek wedding“. So ist meine Großmutter. Wer in ihr Haus einkehrt, ob Familienmitglied, Freund oder Fremder, ist Gast und wird bekocht. Ohne Widerrede. Mit viel Fett und noch mehr Liebe. Für einen ofenwarmen Hefekuchen mit Nussfüllung für die frisch eingeflogenen Gäste steht sie auch mal mitten in der Nacht auf. Reist man nach Armenien, sollte man also möglichst „persönlich“ unterkommen. Eine Gastfamilie oder auch eine kleine, intime Pension reichen schon, um die typisch armenische Küche kennenzulernen.

Armenisches Essen ist vor allem eins: frisch. Saisonales Obst und Gemüse sind der Grundpfeiler der Ernährung. Die sehr warmen Sommer tragen zu einem intensiven Geschmack vieler Früchte bei. Wer einmal eine armenische Tomate gegessen hat, wird das seifige, steinharte Etwas, das hier als Tomate verkauft wird, wohl nicht mehr mögen. Die Lebensmittelmärkte in der Hauptstadt Eriwan sind die überfülltesten und lebendigsten Orte der Stadt. Unter freiem Himmel und in Markthallen stapeln sich die glänzendsten Auberginen, leuchtendsten Granatäpfel und süßesten Aprikosen. Händler schreien ihre Angebote in die Menge, während armenische Großmütter mit Einkaufsnetzen bewaffnet skeptisch jede Birne mustern und immer den besten Preis aushandeln.

Fleisch ist zwar auch ein wichtiges Lebensmittel in der armenischen Küche, wird jedoch aufgrund seines Preises weitaus seltener gegessen als etwa hier in Deutschland. Fleischgerichte kommen durchschnittlich einmal die Woche auf den Tisch, bei gut situierten Familien auch öfter, und natürlich zu besonderen Anlässen. Lamm und Schwein werden ebenso gern zubereitet wie Rind und Hühnchen. Aber Vorsicht: Huhn wird von armenischen Patriarchen nicht als „echtes“ Fleisch bezeichnet. Wer sich dort zum Vegetarismus bekennt, bekommt nicht selten eine knusprige Hähnchenkeule aus dem Ofen aufgetischt. Mit gerösteten Kartoffelhälften und einem knackigen Salat aus Gurken, Tomaten, Zwiebeln und rotem Basilikum.

Die Krönung kommt jedoch mit dem Dessert: Armenier lieben süße Backwaren. Und wieder sehe ich die Hände meiner Großmutter, wie sie „Napoleons“, luftige Blätterteigtörtchen, mit Buttercreme bestreichen und mit Streuseln versehen. Denn meine Großmutter ist auch die beste Konditorin der Welt.

Anna Aridzanjan



Die Markthalle in Yerevan: ein kulinarisches Farbenmeer (Foto: ale_speciale)

Univativ testet ...

» Wasserpistolen - die wahrscheinlich feuchteste Art zu kämpfen

Die Idee, den Gegner mit Wasser aus einer Spritzpistole zur Strecke zu bringen, existiert seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Damals kam die Gefahr in Form des kühlen Nasses noch aus Blechpistolen, die echten Schießgewehren zum Verwechseln ähnlich sahen. Mittlerweile sind farbenprächtige Plastikwaffen im Future Look der Sommer-Hit auf Outdoor-Partys, bei Abi-Streichen, und auch auf Kindergeburtstagen sorgen sie für feuchtfrohliche Spritzgefechte. Besonders gefragt sind sogenannte Super Soaker, die sich durch große Füllmengen und hohe Reichweite von den klassischen Wasserpistolen abgrenzen. Als Bierspritze umfunktioniert stellt das moderne Wassergewehr Zielgeschick und alkoholische Belastbarkeit unter Beweis. Sind die Aquagewehre ihrem herkömmlichen Zweck gemäß mit Wasser gefüllt, so dienen vorzugsweise Damen in weißen T-Shirts als Zielscheibe.

Univativ hat sich für Euch auf die Suche gemacht, drei Wasserpistolen besorgt und auf Herz und Nieren getestet. Welche Wumme schießt am weitesten, welche ist am treffsichersten und hält der erste optische Eindruck auch das, was er verspricht?

Blaster XL 560

Das exorbitante Fantasy Design aus grünblauem Hochglanz-Plastik suggeriert definitiv das, was eine distinguierte Wasserkanon ausmacht: Macht, Innovation, Respekt! Für 12,95 Euro bekommt man dieses Exemplar bei Karstadt. Von unseren Testpistolen ist sie mit Abstand die teuerste und somit mit besonders hoher Erwartung behaftet. Leider ist das Preis-Leistungs-Verhältnis bei diesem Modell bei weitem nicht ausgewogen. Der dünne, schwache Strahl sorgt für die geringste Spritzkompetenz. Eine Reichweite von 5,5 Metern war hier auch schon das höchste der Gefühle. Man muss außerdem ziemlich lange pumpen, um genug Druck für einen halbwegs seriösen Strahl zu erzeugen. Der einzige Vorteil neben der hohen Füll-

menge von einem Liter: Die Blaster XL 560 blieb während der gesamten Wasserschlacht unbeschädigt.

No Name Wasserpistole

In der mittleren Preisklasse liegt das No Name Exemplar von TEDI im Wert von 5 Euro. Optisch erinnert es aufgrund des einfachen Materials und der Farbauswahl an ein Spielzeug für Drei- bis Sechsjährige. Die Spritzfähigkeit und die Stärke des Strahls sprechen eine andere Sprache. Doppelt so stark wie der Strahl der teuren Karstadt Variante spritzt der Strahl dieser herkömmlichen Wasserflinte den Gegner über eine Entfernung von bis zu sechs Metern nass. Sie ist sehr einfach zu bedienen und ist weder zu groß noch zu schwer. Die Füllmenge beträgt 750 Milliliter. Leider gab sie schon nach dem zweiten Auffüllen aus unbekanntem Gründen den Geist auf.

Super Power Pengda Water Gun

Dieses Exemplar erhält man für drei Euro beim Spielwarenhandel MYTHOS. Mit einer Füllmenge von 750 Millilitern und einer Reichweite von 6,5 Metern bietet das günstigste Exemplar die beste Spritzleistung und den stärksten Strahl. Die einfache Bedienung ist ein weiterer Pluspunkt. Allerdings brach bereits bevor die Wasserschlacht überhaupt beginnen konnte ein ominöses Plastikteil ab, dessen Funktion unbekannt blieb. Das farbenfrohe Design ist, wenn überhaupt, nur bedingt Furcht einflößend. Ohne viel verwirrenden Flitter macht sie nichtsdestotrotz einen soliden Eindruck.

Unser Test hat mal wieder bewiesen, dass nicht alles Gold ist, was glänzt. Die günstigste Variante führt insgesamt zum besten Ergebnis und erfüllt zumindest die Grunderwartungen einer einfachen Wasserpistole, während das teuerste Exemplar nach dem Motto „außen hui, innen pfui“ auf ganzer Linie versagt.

Dina Wimmer



Wasser marsch! (Foto: G. Sörensen)

Kultur to go

» Das „Semesterticket Kultur“: Freifahrtschein für 200 Veranstaltungen im Jahr

„Nicht schon wieder ins Pesel!“ „Im Fernsehen läuft aber auch nichts ...“ „Na, dann ab ins Theater, in 'ner halben Stunde geht's los.“

So oder ähnlich dürften sich nun häufiger Lüneburger WG-Gespräche abspielen, denn seit der Vertragsunterzeichnung im Theater Lüneburg am 11. April gibt es das „Semesterticket Kultur“. Dieses bietet allen Studierenden die Chance, kostenlos Kultur zu erleben. Einfach eine halbe Stunde vor Vorstellungsbeginn an der Theaterkasse bzw. in der St. Johannis, St. Nikolai oder St. Michaelis Kirche erscheinen und gegen Vorlage des Studierendenausweises umsonst eine Restkarte erhalten.

Das Projekt wurde von Andreas Heinen, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Unternehmensentwicklung, gemeinsam mit studentischer Unterstützung ins Leben gerufen. Im besten Fall nutzen sofort zahlreiche Studierende regelmäßig die Gelegenheit und stürzen sich in die Wirrungen der Theaterwelt oder

erleben gefühlvolles Chaos in den bezaubernden Konzerten der imposanten Kirchen. Denn nur dieses Sommersemester hat der AstA kurzfristig die nötigen Mittel aus dem laufenden Haushalt finanziert. Im nächsten Semester liegt es bei den Studierenden: Bei der Semesterticketwahl im November 2012 wird abgestimmt, ob ein bis zwei Euro der Semesterbeiträge für das Kulturticket genutzt werden dürfen. Das bislang deutschlandweit einzigartige Angebot könnte dann nicht nur dauerhaft erhalten bleiben, sondern auch zusätzlich erweitert werden. Immer mehr regionale Kulturstätten sollen hinzukommen, von denen schon jetzt einige in Verhandlungen mit den Organisatoren stehen. Kontakte und Anregungen führen bis nach Hamburg hinein. Alles noch Zukunftsmusik und lange hin? Ja, genau. Und so lange gilt: 200 Veranstaltungen „for free“ warten auf euch.

Lara Obst

(die Autorin ist Mitglied im Projekt „Semesterticket Kultur“)

Kultur für alle

» Die „Kulturloge“: Sozial Benachteiligte gehen nun nicht mehr leer aus

Am Donnerstag ins Theater, Freitag aufs Konzert und in der nächsten Woche vielleicht auch noch zur Lesung? Kulturelle Veranstaltungen zu besuchen gehört für viele von uns zum Alltag. Ein kleiner Luxus, der bei den hohen Ticketpreisen manchmal ein wenig schmerzt, aber zu verkraften ist. Wenn man dann im Theatersaal sitzt und sich umschaute, fällt häufig auf: Einige Plätze bleiben meist leer. Vielen Menschen bleiben die Türen der kulturellen Orte wortwörtlich verschlossen. Der Wunsch, eine Komödie, Oper oder Lesung mitzuerleben, fällt aufgrund des zu geringen Einkommens flach.

An diesem Problem setzt die Kulturloge Hamburg an. Frei nach dem Motto „der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ sorgt das Projekt seit Anfang des Jahres dafür, dass auch Geringverdienenden die Möglichkeit haben, am kulturellen Leben teilzunehmen. Vom „Altonaer Theater“ über die „Bücherhalle Ham-

burg“ bis hin zum „Uebel und Gefährlich“ hat die Kulturloge mittlerweile Partner in ganz Hamburg, die ihre nicht verkauften Karten kurzfristig freigeben, damit sie von den freiwilligen MitarbeiterInnen der Kulturloge kostenlos vermittelt werden können. Bis jetzt konnten schon über 600 Karten vergeben werden. Die Nachfrage ist groß. Über den Telefondienst erfolgt die Vermittlung der Karten. Die Mitarbeiter können am Telefon förmlich spüren, wie groß die Not und das Bedürfnis nach Kultur sind.

Für viele ist es die erste kulturelle Veranstaltung seit Jahren und sie sind dankbar über jede Karte, die sie bekommen. Dieses Prinzip, Überschüssiges zu teilen und an sozial Außenstehende abzugeben, leuchtet ein und macht beide Seiten froh: Kulturbegiertere kommen auf ihre Kosten und die Säle sind endlich voll.

Laura Schäfer und Hannah Fuhrmann

PROBIEREN geht über Studieren

» Drei versteckte Biergärten in Lüneburgs Stadtmitte

Zum alten Brauhaus

**Grapengießerstraße 11, Tel. 721277,
Mo-Sa 11.30 - 23 Uhr, So 11.30 - 16 Uhr**

Kaum zu glauben, dass sich inmitten der belebten Lüneburger Einkaufsstraße eines der ältesten Wirtshäuser Deutschlands befindet. Durch einen mit altem Werkzeug bestückten, mittelalterlich wirkenden Durchgang gelangt man in den hellen und gepflegt aussehenden Innenhof. In dem über 500 Jahre alten Brauhaus wird immer noch selbst Bier gebraut. Das „Brauhausbier“ (2,40 €/3,70 €) ist naturtrüb, spritzig und geht einfach gut runter. Hier kann man sich zwar nicht nach typisch bayrischer Biergartentraktion seine eigene Brotzeit mitbringen, aber es werden für den kleinen oder großen Hunger ausgewählte Speisen von Currywurst nach Brauhausart bis Buchweizentorte - eine typische Spezialität der Lüneburger Heide - angeboten.

Fazit: Selbstgebranntes Bier im mittelalterlichen und gepflegten Biergarten.

Lanzelot

**Wandfärberstraße 7, Tel. 404813,
So-Do 11.30 - 1 Uhr, Fr+Sa 11.30 - 2 Uhr**

Versteckt in einem Innenhof hinter der Johanneskirche befindet sich der Biergarten Lanzelot. Dieser Garten hat zwar nichts mit jener Sagenfigur zu tun, ist aber dennoch einfach sagenhaft. Die große, schattenspendende Kastanie wird umsäumt von kleinen Holzstühlen und -tischen. Bunte Lichterketten und Fackeln spenden in der Abenddämmerung ein angenehmes Licht und laden zum Quatschen, Entspannen und natürlich zum Biertrinken ein. Das Lanzelot serviert neben den bekannten Biermarken Jever, Köstritzer und Lüneburger Pilsener (2,50 €/3,60 €) auch Bierbowle oder das rheinländische Krefelder. Wem das „flüssige Brot“ nicht reicht, der bekommt hier von Suppen und Salaten bis hin zu Pasta und Pizza, alles, was dem Bierhunger entgegenwirkt. Außerdem ist jeden Donnerstag Duckstein-Tag, bei dem man das auf Buchenholz gereifte Hamburger Altbier für einen recht erschwinglichen Preis von 2,10 € genießen kann.

Fazit: Uriger und rustikaler Innenhof mit traumhafter Atmosphäre.

Verlosung: Schicke eine E-Mail an univativ@leuphana.de und gewinne einen von zehn Gutscheinen für ein Lüneburger Pilsener im Lanzelot.

The Old Dubliner – Irish Pub

Am Stintmarkt 2, Tel. 38186, täglich ab 18 Uhr geöffnet
Mittwochabend Karaoke im Irish Pub? Oder doch irische Live-Musik am Samstag? Dies sind die Klassiker im Programm des Old Dubliner. Doch wie wäre es zur Abwechslung damit, sich einfach mal an einem Dienstagabend auf die rustikale, mit Weinranken ausgestaffierte Terrasse zu begeben und bei einem Bierchen die schöne Aussicht auf den Stint und das Rauschen des Wassers zu genießen? Neben dem typisch irischen Guinness oder Kilkenny (3,90 €) bietet die Karte nämlich auch Cider oder Diesel zur Erfrischung an. Dieser „Biergarten“ ist zwar etwas untypisch, aber gerade für Studierende, die sich an einen lauen Sommerabend am Altstadtflair erfreuen wollen, wie gemacht!

Fazit: Ungewöhnlicher, schöner Ort zum Genießen und glücklich sein!

Birte Hensen



Entspannen und Genießen bei einem Lüneburger Pilsener im Lanzelot (Foto: B. Hensen)

Traumjob? Denkste!

» Ein Lonely Planet Autor spricht Klartext



Für's Reisen bezahlt werden – der Traum eines jeden, der bereits als Landstreicher auf Zeit durch fremde Länder gezogen ist. Als Autor für die Backpacker-Bibel „Lonely Planet“ zu arbeiten wird dabei gern als Traumjob mystifiziert. Der Reiseführerautor Thomas Kohnstamm nimmt in seinem Buch „Die absolut ehrlichen und völlig schamlosen Bekenntnisse eines professionellen Reiseführer-Autors“ kein Blatt vor den Mund und holt jeden Fernweh-Träumer auf den Boden der Realität zurück. Mit subtiler Selbstironie erzählt er von der Unmöglichkeit, ein „unabhängiger und leidenschaftlicher Globetrotter“ zu bleiben, und wie schlechte finanzielle Ausstattung sowie Termindruck die Qualität eines Reiseführers in Frage stellen. Dass Kohnstamm wäh-

rend seines Rechercheaufenthalts mehr mit der Bewältigung seines Alltags kämpft, als zu arbeiten, ist wohl weniger den Arbeitsbedingungen als seiner verplanten Persönlichkeit geschuldet. Lange Passagen über Sexabenteuer und Drogengeschichten mögen zwar anschaulich beschrieben sein, wirken auf den Leser aber eher ermüdend. Grundsätzlich befriedigt Kohnstamm jedoch eine Wissenslücke bei Backpackern: Wie arbeitet und reist ein Lonely-Planet-Autor? Die Glaubwürdigkeit seiner Geschichte kann man auf rund 300 meistens unterhaltsamen Seiten selbst beurteilen.

Hannes Harnack

Auf das Leben!

» Ein Sommerroman mit Sonnenbrandgefahr



Der autobiografische Roman „Süchtig nach dem Sturm“ zeigt in zwei parallelen Handlungssträngen die Entwicklung einer starken Vater-Sohn Beziehung. In dem aktuellen Handlungsstrang kämpft der elfjährige Sohn Norman nach einem Flugzeugabsturz um sein Leben, im zeitlich zurückgesetzten Handlungsstrang um die Anerkennung seines ehrgeizigen Vaters. Dieser ist wortwörtlich süchtig nach dem Sturm: Er nimmt seinen Sohn schon als Säugling mit zum Surfen und ermutigt ihn als Vierjährigen, viel zu steile Skipisten zu fahren. Diese Sucht bringt ihn letztendlich um, rettet aber seinen Sohn, der abgehärtet durch das eiserne Training seines Vaters nicht aufgibt zu kämpfen. Der Roman wirft vor allem die Frage auf, wie weit der Ehrgeiz und Zwang der Eltern gehen darf. Halsbrecherische Surf- und Skimanöver wechseln sich ab, bei denen Big Norm seinem Sohn zeigen will, wofür es sich lohnt zu leben: Die

Seligkeit, die man empfindet, wenn man schwerelos gleitet. Der Ritt im Auge einer Welle ist so anschaulich beschrieben, dass die Leser das Gefühl bekommen, mit auf dem Brett zu stehen, das Salz in den Augen und die drohende Gefahr hinter sich zu spüren. Das einzige, was den Lesefluss dieses absolut packenden Bestsellers kurz verzögert, sind die zum Teil sehr ausführlichen Exkurse über die Schneekonsistenz der Rocky Mountains und die Wellenentwicklung an der Pazifikküste. Trotzdem bekommt man Lust, sich selbst einmal auf dem Surfbrett auszuprobieren.

Ein sportlicher Roman für den Sommer, der den einen oder anderen Sonnenbrand beschert wird. Denn es ist einfach nicht möglich, ihn wegzulegen, bevor nicht geklärt ist, wie sich Norman retten kann.

Frederike Bock



**Forschung erleben:
Tag der offenen Tür
am 3. September 2011
Wir freuen uns auf
Ihren Besuch!**

HELMHOLTZ-ZENTRUM GEESTHACHT

Wissen schafft Nutzen

- Wie entwickeln sich unsere Küsten?
- Wodurch meistern wir den Klimawandel?
- Welche Materialien können helfen,
die Ressourcen der Erde zu schonen?
- Womit lässt sich Energie sparen?

Im Helmholtz-Zentrum Geesthacht – Zentrum für Material- und Küstenforschung erarbeiten die Forscher Konzepte, um Antworten auf diese Fragen geben zu können. Getreu ihrem Motto „wissen schafft nutzen“ sind viele ihrer Forschungsergebnisse in praktischen Anwendungen umgesetzt.

Bachelor- und Masterarbeiten

Studierende aus den naturwissenschaftlichen Fachbereichen sind uns willkommen. Wer seine Examensarbeiten unter „live“-Bedingungen schreiben will, kann sich dazu unter www.hzg.de/institute informieren. Gleiches gilt für Praktika.

→ Mehr als 850 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter agieren in den beiden großen Themenfeldern: Materialforschung und Küstenforschung.

Die Küstenforscher widmen sich Problemen, die sich durch wachsenden Siedlungs- und Industrialisierungsdruck sowie globaler Klimaänderungen in den Küstenregionen ergeben. Zu den Schwerpunkten der Materialforscher zählen leichte und funktionelle Werkstoffe für Anwendungen in der Automobil- und Flugzeugindustrie.